



*Waldemar Krusche mit Eltern, Schwester Irene, Ehefrau Katharina (rechts) und Sohn Peter*

## **Katharina Clara Krusche geb. Günther<sup>1</sup>**

### **Memoiren**

Es waren keine frohen Gesichter, die sich über das Neugeborene beugten an jenem kalten, dunklen Wintermorgen des Jahres 1898. Tränen standen in den Augen der alten Frau, als sie der Wöchnerin das Kleine in den Arm legte. Bleich und teilnahmslos lag sie in den Kissen, kaum einen Blick hatte sie für ihr Kind! Es sah aus, als wären all ihre Sinne und Gedanken weit weg und kehrten nur widerwillig und zögernd in eine trostlose, leere Welt zurück. Ein halbes Jahr war es her, dass ihr der geliebte Mann genommen wurde, mit dem sie nur ein Jahr verbunden gewesen war und den sie jetzt so bitter vermisste. Das Fieber kam über sie und verwirrte ihre Gedanken. Ihre Mutter trug das Kind ins Nebenzimmer. In ihre Phantasien hinein klang sein Schreien wie aus weiter Ferne. Es folgten lange Tage. Das Leben meiner Mutter hing an einem Faden. Großmutter *Anna* Trübenbach und die treue Tante Marie waren mit der Kranken beschäftigt. Das gesunde und kräftige Kind gedieh indessen - aller Trübsal zum Trotz. Meine Mutter erholte sich nur langsam. - Für mich öffnete sich jetzt die Tür zu einem hellen, freundlich behüteten Kinderparadies, in dessen Mitte die Großmutter stand - diese

---

<sup>1</sup> Tochter von Pastor Georg Günther und Magdalena (Lene) Günther geborene Trübenbach, einer Schwester von Henriette Schmiedel geborene Trübenbach. Geboren am 24. Januar 1898 in Dresden, gestorben als Witwe am 21. Juni 1969 in Coburg, begraben auf dem Städtischen Friedhof in Coburg am 25. Juni 1969 im Viertel V, D.

zierliche alte Frau<sup>2</sup> mit dem noch immer blonden Scheitel unter dem schwarzen Spitzenhäubchen und den klaren Vergissmeinnichtaugen. An Großmutter's Wohnung in der stillen Carolinenstraße, die zur Dresdener Neustadt gehörte, knüpfen sich meine ersten verschwommenen Erinnerungen. Die winzigen, villenartigen Häuser waren durch Vorgärten von der Straße getrennt. Nur wenige Schritte waren es bis zum sonnigen Albertplatz. Die großen Wasserbecken in den Anlagen waren bei den Spaziergängen an Großmutter's Hand der Anziehungspunkt für mich!

Oft ließen die Fontänen ihren Wasserstrahl hoch emporsteigen. Und wenn man in der warmen Sonne auf der breiten, niedrigen Einfassungsmauer des Beckens saß, wurde man von einem feinen Sprühregen erfrischt, den der Wind von dem glitzernd herabfallenden Wasser herübertrug. Gravitätisch wandelt auf den sonnigen Wegen meiner ersten Kinderjahre die Gestalt des Generals Krille in der schönen, bunten Uniform mit den glänzenden Knöpfen. Des öfteren holte er mich zu einem kurzen Pendelgang auf unserer Straße ab. Stolz trippelte ich neben dem gütigen alten Herrn dahin, voll scheuer Bewunderung schaute ich zu ihm auf. Wie groß war meine Freude, als er mir später einige silberne Knöpfe seiner Uniform verehrte, die meine Mutter an meinen Wintermantel nähte! Lange Zeit habe ich die „Generalsknöpfe“ als das Glanzstück meiner Kinderraritäten aufbewahrt. - Oft nahm der alte Herr mich mit in seine gepflegte Wohnung, in der er mit seiner weißhaarigen Schwester hauste. - Fräulein Krille hatte die Eigenschaft, hin und wieder eines ihrer zarten Gliedmaßen zu brechen. Besonders im Winter hieß es bei uns manchmal: „Fräulein Krille hat wieder die Hand oder das Bein gebrochen“. Keiner wunderte sich darüber! Und die freundliche alte Dame hatte sich mit den periodisch auftretenden Unfällen wie mit einem unabänderlichen Schicksal abgefunden<sup>3</sup>.

Als meine Mutter sich nach ihrer Krankheit gekräftigt hatte, zog sie mit mir in einen Vorort von Dresden, die „Löbnitz“ genannt. Sie lag an sonnigen Hängen des Elbtales, auf denen Erdbeeren und Spargel gediehen. Dort wohnten wir in einem einstöckigen Haus, das in einem großen Garten lag. Die Besitzerin, Witwe eines Professors, wurde von mir „Professorentante“ genannt. Da unsere Zimmer im Erdgeschoss lagen, konnte ich jederzeit zur Tür hinaus in den Garten springen, der mit seinen bunten Blumenrabatten, den Erdbeer- und Gemüsebeeten verlockend dalag. Mein Leben spielte sich denn auch fast nur im Freien ab. Morgens konnte ich es kaum erwarten hinauszukommen und war deshalb immer wieder entrüstet, wenn ich die zeitraubende und unangenehme Prozedur des Kämmens über mich ergehen lassen musste. Meine Locken, um die mich andere Kinder beneideten, waren des Übels Kern. Sie zu entwirren war nicht leicht. Es setzte meinerseits dabei meist Tränen oder Geschrei. So wurde ich denn oft, den Kamm in der Hand, zur Professorentante hinauf geschickt. Dort oben ging alles reibungslos vonstatten. - Glatt gestriegelt und strahlend vor Bravheit stieg ich dann ins Erdgeschoss hinab. Jetzt durfte ich zum Bäcker hinüber und Semmeln zum Frühstück holen. Stolz trat ich als dreijähriger Knirps in den Laden. Dort wurde ich dann jedes Mal nach meinem Namen gefragt rief: „Katharina Günther, im Sommer wie im Winter!“ Die Bäckersleute gerieten darüber immer ganz außer sich vor Freude. Im Stillen wunderte ich mich, dass sie sich diesen meinen Namen so gar nicht merken konnten und mich jeden Tag von neuem fragen mussten.

---

<sup>2</sup> Anna Trübenbach geb. Mothes, geboren am 13. Dezember 1833 in Leipzig, gestorben am 4. Juli 1911 in Meißen.

<sup>3</sup> Glasknochenkrankheit oder Osteogenesis imperfecta. Eine seltene Erbkrankheit des Proteinstoffwechsels.



*Katharina Günther, die Verfasserin*

Wie herrlich die Tage im Löbnitzer Garten auch verliefen, an Regentagen fühlte ich mich oft einsam. Da konnte ich es mir so lebhaft vorstellen, wie herrlich es wäre, wenn ich Geschwister hätte. Sieben Brüder müssten es sein, darüber gab es für mich nicht den geringsten Zweifel. Wenn ich mich im Wohnzimmer langweilte und mir die Nase am Fenster platt drückte, wenn auch mein Holzpferd, das ich sehr liebte, mich nicht mehr befriedigte, fing ich an, mit meinen „sieben Brüdern“ zu spielen. Da ging es freilich laut her, wie es sich beim „Jungenspielen“ gehört! Der Höhepunkt war meist, dass ich, mein Schaf hinter mir herziehend, laut schreiend um den Esstisch herumraste, gejagt von der Meute der Buben. Meine Phantasie war so lebhaft, dass in der Ekstase des Spiels diese Buben für mich Wirklichkeit waren. Zum Glück hatte ich an den Sonntagen oft leibhaftige Spielgefährten: Die vier Kinder von Onkel Max Schmiedel, der Pfarrer an der Annenkirche in Dresden war. Die beiden Älteren, Oskar und Hanni, waren fast gleichaltrig mit mir, Erich und Werner etwas jünger<sup>4</sup>. Wir spielten und

---

<sup>4</sup> Die Geburtstage der vier Kinder des Pfarrers Max Schmiedel und seiner Ehefrau Henriette geborene Trübenbach: Oskar 20. Mai 1897, Johanna (Hanni) 3. Oktober 1898, Erich 15. Dezember 1900, Werner 27. März 1903.

tollten wie Geschwister miteinander. Sehr ergötzlich war es für mich, wenn die Enkelin der „Professorentante“, Theodora, für einige Zeit zu Besuch da war und wir Tag für Tag friedlich miteinander spielten. Theodora - welch herrlicher Name! - war aus Schleswig-Holstein und sprach! Das machte sie für mich sehr anziehend. Leider spielte mein Temperament mir einmal einen Streich, über den ich mich später sehr schämte. Als ich, während des Spiels, mit Theodora in Streit geriet, schwang ich eine kleine hölzerne Harke wild über ihrem Kopf, so dass meine Mutter entsetzt gelaufen kam und mir das Mordinstrument entriss. Es setzte eine empfindliche Strafe, denn meine Mutter kannte meine Veranlagung zum Jähzorn und war bestrebt sie einzudämmen. Als ich ein paar Jahre älter war, machte sie mich auf diese Veranlagung aufmerksam und erklärte mir, wie man sie durch Selbstbeherrschung überwinden kann.

Leider blieben mir nur zwei Jahre in der Löbnitz. Als ich etwa fünf Jahre alt war, stellte sich bei meiner Mutter eine merkwürdige Schwäche in den Beinen ein. Sie konnte nicht mehr weit gehen. Da die Sache sich nicht beheben ließ und Mutter sich beunruhigte, willigte sie ein, mit Großmutter und Tante Marie wieder einen gemeinsamen Haushalt zu führen und zwar in einer sehr geräumigen Wohnung. Sie gehörte nicht wie die in der Carolinenstraße zur Dresdener Neustadt, sondern lag am entgegengesetzten Ende von Dresden, - der Altstadt. Das Haus Borsbergstraße 1 war damals eines der letzten Häuser dieses Stadtteils. Wir hatten den „Großen Garten“, einen prächtigen Park von 2 Quadratkilometer Fläche, in nächster Nähe. - Von nun an erlebte ich meine Großmutter bewusst. Durch die langsam, aber stetig fortschreitende Krankheit meiner Mutter wurde Großmutter von neuem Mittelpunkt meiner kindlichen Welt. Wenn ich auch mit großer Liebe an meiner Mutter hing, so war doch die Großmutter mir in allen Dingen des täglichen Lebens näher gerückt. Diese seltene Frau stammte aus einer Leipziger Patrizierfamilie. Ihr Vater, Dr. August Ludwig Mothes, ein geschätzter Jurist, hatte den Titel: „Oberhof- und Konsistorialadvokat“, er spielte im Leben der Stadt Leipzig keine unbedeutende Rolle. In der Atmosphäre dieses kunstsinnigen und gelehrten Mannes wuchs die kleine Anna inmitten einer fröhlichen Geschwisterschar auf. Die Wohnung im Stadtzentrum wurde während der warmen Jahreszeit mit dem Eutritzscher Sommerhaus, das in einem großen Garten lag, vertauscht. Die Kinder hatten einen Hauslehrer. Das war der Theologe Heinrich Trübenbach, der später seine Schülerin Anna als seine Pfarrfrau heimführte. Ein Erlebnis, das mir Großmutter gerne schilderte, war der Besuch des sächsischen Königs Friedrich August II. bei ihren Eltern in Eutritzsch. Gelegentlich einer Ausstellung in Leipzig nahm der König im Gartenhause ein Frühstück ein. Mein Urgroßvater war einige Jahre vorher mit einer Delegation führender Leipziger Männer in Dresden zu einer Audienz gewesen und wurde nun ausersehen, den Monarchen bei sich zu bewirten. Großmutter war damals vielleicht zehn Jahre alt. Sie entsann sich noch genau, wie der König die Hand auf ihren Scheitel gelegt und gesagt hatte: „Gott segne dich, mein Kind!“ Der Stuhl, auf dem der König damals gesessen hatte, hieß in der Familie von da an Königsstuhl. Ich habe ihn noch gesehen. Großmutter heiratete mit 18 Jahren. Ihre winzigen Brautschuhe und das Mieder ihres Brautkleides (mit einer unwahrscheinlich schmalen Taille!) - beides aus schwerem, weißem Atlas - bewahrte meine Mutter in ihrem Sekretär auf. Großmutter mag eine anmutige Braut gewesen sein. Ihre blonden Zöpfe reichten bis zu den Kniekehlen. Sie konnte ihr Haar allein kaum bändigen und musste als junge Frau einmal wöchentlich zu einer befreundeten Pfarrerin ins nächste Dorf gehen, um es richtig durchkämmen zu lassen.

In ihre Ehe brachte sie unter all ihren Büchern auch die des Philosophen Leibnitz mit, in denen sie in ihren Freistunden gerne las. Dabei wuchs eine große Kinderschar um sie herum auf: Sieben Mädchen und vier Jungen. Das bedeutete ein großes Maß von Arbeit. Dazu kamen das große Haus, der Garten und die Gemeinde! - Sie pflegte und erzog ihre Kinder mit großer Liebe. Die biblischen Geschichten, die sie den Kleinen erzählte, illustrierte sie mit genialen

Zeichnungen und schuf nach und nach für ihre Kinder ein biblisches Kinderbuch. Ihre selbst-erdachten Märchen waren von großer Originalität. Großmutter hat sie mir alle erzählt, wenn ich in der Dämmerung bei ihr saß oder mit ihr spazieren ging.

Ein Dienstmädchen gab es im Pfarrhaus Kayna nicht. Seife wurde im Haus gekocht, die Matratzen stopfte die Hausfrau eigenhändig. Die Kleider der Töchter wurden zum großen Teil daheim genäht. Die erwachsenen Mädchen bekamen eine Handnähmaschine und wurden zum Schneidern angeleitet. Stickereimuster entwarf die Großmutter auch im Alter noch selbst und verzierte damit die Kleider ihrer Enkelinnen. Ja, sie verstand sogar Puppen selbst herzustellen.

Großmutter's Originalität und Phantasie war gemischt mit echtem Humor. In Kayna hat sie einmal ihre weißen Tauben in rote Anilinfarbe getaucht und sich dann am Staunen und Entsetzen der Dorfbewohner ergötzt, die die knallroten Vögel über ihren Häusern dahinfliegen sahen. Dabei war sie eine rechte Pfarrfrau und Gemeindemutter. Sie hat, ihrer Zeit vorausgehend, versucht, in ihrem Dorf einen Gemeindehort einzurichten. Die Leute hatten kein Verständnis dafür und haben es ihr nicht gedankt. Einmal im Jahr pflegte sie die ärmsten Kinder der Gemeinde ins Pfarrhaus einzuladen, damit sie sich mal richtig satt essen konnten. Als dabei einer der Buben gefragt wurde, welches sein Leibgericht sei, antwortete der mit vollen Backen kauende Wicht auf gut Thüringisch: „Assen is mei Leibassen!“ Großmutter war eben eine rechte Kindermutter. Vor allem die Kleinen - und nicht nur ihre eigenen - hingen an ihr wie die Kletten. Jedes schreiende Kind wurde auf ihrem Arm fast augenblicklich still. Großmutter hatte „heilende Hände“. An den Krankenbetten der Gemeinde erschien sie oft mit oder gar vor dem Arzt als rettender Engel. Von Dr. *Christian* Günther, einem tüchtigen Landarzt, hat sie viel gelernt. Beim Impfen assistierte sie ihm. Später, als der Doktor alt war und zittrige Hände bekam, impfte sie ihre eigenen Kinder selbst. Starke Schmerzen verschwanden in kurzer Zeit unter ihrer leise streichelnden Hand. Ich habe als Kind selbst miterlebt, wie unser Dienstmädchen, das an Magenkrämpfen litt, ihre Schmerzen unter Großmutter's Hand nach wenigen Minuten verlor. Von dieser Gabe sprach sie in ihrer Bescheidenheit nie, half aber mit großer Selbstverständlichkeit überall, wo es nötig war.

Dieser Großmutter hing ich früh und spät am Schürzenbändel. Sie war mir Erzieherin und Spielkamerad in einer Person. Es war für mich ein wahres Gottesgeschenk, dass gerade ich - als einziges Enkelkind unter dreizehn - in ihrer nächsten Nähe sein durfte. Von meinen Vettern und Basen wurde ich - das spürte ich sehr wohl - darum viel beneidet. Mit ihr machte ich vormittags bei gutem Wetter einen Spaziergang in den Großen Garten, begleitet von Puppe Ingeborg, die vor mir im Puppenwagen saß. Bei Großmutter lernte ich auch stricken. Ich saß dabei auf der Fußbank neben ihr. Der „Wunderknaul“, aus dem beim fleißigen Stricken bald ein Stück Schokolade, bald ein Zuckerle, ja, manchmal sogar ein goldenes Ringlein rollte, lag vor mir auf dem Teppich.

Mit Großmutter arbeitete ich in unserem Gärtchen, wo unter ihren geschickten Händen alles blühte und gedieh. Das Haus in der Borsbergstraße, in das wir nun eingezogen waren, sah recht stattlich und herrschaftlich aus und hatte einen geräumigen Garten ringsherum. Nach der Straßenseite zu plätscherte ein Springbrunnen mitten in einem kleinen Goldfischeich. Hinter dem Haus lag der Tennisplatz, den der Besitzer ursprünglich für seine Töchter angelegt hatte, den die „Hauskinder“ aber als Spielplatz benutzen durften. Die „Hauskinder“ waren die Kinder der verschiedenen Mietparteien. Sie bildeten eine straff organisierte Spielgemeinschaft. Wer sich ihr nicht fügte, wurde bestraft, d.h. auf eine bestimmte Zeit aus dem Spielkreis verbannt. Es gab sogar ein „Gericht“, das die großen Jungen, die die Anführer unserer gemeinsamen Unternehmungen waren, gegründet hatten. Sie stellten auch die Richter und Beisitzer.

Hatte sich jemand ungehörig benommen und die Spielgemeinschaft gestört oder blamiert, so bekam er seine Strafe zudiktirt, gegen die niemand Einspruch zu erheben wagte. Unsere Gemeinschaft bestand aus Jungen und Mädchen verschiedener Altersstufen. Da ich nicht zimperlich und körperlich kräftig war, schätzten die Buben mich als gleichwertigen Kameraden. Wenn es beim Spielen noch so rau herging, ich blieb standhaft. Damals habe ich mir das Weinen fast ganz abgewöhnt. Als ich sechs Jahre alt war, fasste ich den Entschluss, in der Schule nie zu weinen. Und ich habe mich mit wahren Stoizismus daran gehalten. Von meinen Spielkameraden bekam ich den Spitznamen „Kater“, der auch bei meinen Schulfreundinnen Anklang fand und an mir hängen blieb, bis ich das Lehrerinnenseminar verließ. Die empfindlichen Mädchen begann ich damals leise zu verachten. Als ich älter wurde, lieb ich mir von meinen Kumpanen Bücher wie: „Der gute Kamerad“, „Robinson“, „Lederstrumpf“ u.a. Hatte ich wieder einmal solch einen Schatz ergattert, kletterte ich auf den nächsten Baum und verspann mich auf meinem luftigen Sitz in die Welt der Abenteurer und des Heldentums, aus der ich nicht leicht zurück zu rufen war. Mädchenbücher sentimentaler Art wie „Trotzkopf“, „Puckie“ und wie sie noch heißen mochten, waren ein Greuel. Eins darf ich nicht vergessen, was zu unserem Garten in der Borsbergstraße gehörte, das war die Schaukel! Wenn ich von der Schule heimkam, stürmte ich sofort in den Garten und schwang mich hinauf. Wie viele Gedichte habe ich dort beim Flug durch die Luft - stehend natürlich - deklamiert: „Des Sängers Fluch“, „Die Bürgerschaft“, „Der Taucher“. Das prägte sich ein beim rhythmischen Schwingen - das bekam Weite, Klang und Farbe! Ostern 1904, ich war im Januar 6 Jahre alt geworden, trat ich die Schule ein, die mit der Zeit (ich blieb ihr vierzehn Jahre lang treu!) „meine“ Schule wurde. Das war ein zehnklassiges Lyzeum, verbunden mit dem „Königlichen Lehrerinnenseminar“. Ich durchlief neun Klassen Lyzeum und anschließend fünf Klassen Seminar. Leitung und Lehrkörper waren ausgezeichnet. Wir bekamen nicht nur eine gediegene Bildung, sondern auch eine gute Erziehung fürs Leben mit. Meine Mutter hatte mir beim Schuleintritt gesagt, dass ich die Aufgaben allein machen müsste und auf ihre Hilfe nicht rechnen sollte. Und dabei blieb es! Nur in ganz dringenden Fällen hat sie mir etwas Unverständenes erklärt. Dadurch wurde ich zur Selbstständigkeit erzogen. Während meiner Schulzeit habe ich eigentlich nie eine „richtige“ Freundin gehabt, dafür aber viele Kameradinnen. Ich hatte eine Art Igelfestung bezogen und ließ keinen ganz an mich heran. Während der letzten sieben Jahre meiner Schul- bzw. Seminarzeit war ich „Klassenvertreterin“ (heute würde man sagen: „Vertrauensschülerin“). Vorbedingung für dieses Ehrenamt waren das Vertrauen der Lehrerschaft und der Mitschülerinnen und - wenn auch nicht die besten - so doch sehr gute Noten. Meine Klasse wuchs mir in jenen Jahren sehr ans Herz. Wir wurden mit der Zeit eine verschworene Gemeinschaft. Wenn es nötig war konnte ich meine Leute mit Energie und Beredsamkeit zur Ordnung rufen. Meine „Reden an mein Volk“ habe ich noch in der Erinnerung. Sie stiegen in der Pause im Klassenzimmer - bei geschlossener Tür natürlich! - Unternehmungen aller Art, wie Theaterstücke, Anschaffung gleichförmiger Turnkleidung, Stellungnahmen zu Anordnungen unserer Lehrer usw. standen jeweils auf der Tagesordnung. Wir haben uns im Lauf der Jahre manches geleistet, wofür ich verantwortlich zeichnen musste. Es war auch einmal ein Klassenstreik dabei, der mir beinahe die Zuneigung unserer „Miss“, die ich sehr schätzte, gekostet hätte. - Ein paar Mal wurde ich sogar als Vertreterin meiner Klasse aus dem Amtszimmer vom Rex gewiesen. - Da war aber vor allem die „Sache mit der Schnitzelbank“! Beim letzten Schulausflug vor unserem Abgang wurde sie vorgeführt. Sie war eine Gemeinschaftsarbeit unserer Klasse und enthielt geniale Konterfeis unserer Lehrer und trefende Verse dazu. Dabei war der erforderliche Takt gewahrt und die Grenzen des „Erlaubten“ strikt eingehalten. Dafür hatte ich gesorgt! - Das gesamte Lehrerkollegium ebenso wie die Schülerinnen waren hellauf begeistert und schenkten uns donnernden Applaus. Aber der damalige, sehr unbeliebte Direktor, ein Dunkelmann und kleiner Geist, witterte Mangel an Respekt und forderte von mir und meiner Vertreterin die Preisgabe der Namen derer, die bei der

Schnitzelbank schöpferisch beteiligt gewesen waren. Wir erklärten rund heraus, dass wir die Namen nicht angeben würden, worauf er zu drohen und zu toben begann. Wir blieben stumm. - Viel später hat mir meine Genossin gestanden, dass sich das Muster des Teppichs im Rektorzimmer, auf das wir in dieser Stunde hinunter starrten, ihr unauslöschlich ins Gedächtnis eingegraben habe. Trotz mehrerer Verhöre, die in den folgenden Tagen stattfanden, blieben wir unerschütterlich und brachten es auch fertig unseren Klassenschwestern das Rückgrat zu stärken. Das vergaß uns der „Alte“ nicht.

Während der Jahre, die wir in der Borsbergstraße wohnten, machte die Krankheit meiner Mutter erschreckende Fortschritte. Das Tastgefühl ließ - von den Fingerspitzen ausgehend - stetig nach, so dass sie bald nicht mehr zeichnen, schreiben und Klavier spielen konnte. Ihre Hände konnten nichts mehr halten. Auch das Gehen wurde ihr von Jahr zu Jahr schwerer. Wir fuhren sie im Rollstuhl im Garten spazieren. Heftige Nervenschmerzen plagten die Kranke bei Tag und Nacht. Die Schlaflosigkeit wurde zur Qual. Meine Mutter war von Natur ein fröhlicher Mensch. Als sie ein kleines Mädchen war, schrieb ihr Vater in ihr „Album“: „Es fallen blonde Löckchen ihr ins Gesicht, sie trägt ein blaues Röckchen - schwarz steht ihr nicht!“ Dieser kleine Sonnenschein, die Mittelste unter den sieben Schwestern, war der Liebling ihres Vaters. Ihre zeichnerische Begabung wurde in Leipzig ausgebildet. Durch die Hauslehrerinnen, die die Großeltern ihren Töchtern hielten, bekamen sie eine gediegene Bildung mit.

Lenchen verlobte sich mit dem Kandidaten der Theologie, Georg Günther, einem Pfarrerssohn aus der Nachbarschaft. - Einige Zeit darauf ging mein Großvater, nachdem er in seiner Gemeinde Kayna bei Zeitz vierzig Jahre gewirkt hatte, in den Ruhestand<sup>5</sup>. Er war damals schon ein kranker Mann. Die Großeltern zogen nach Dresden. Lene, die treue Pflegerin ihres Vaters, blieb bei ihm. Ihm zuliebe schob sie ihre Heirat immer wieder hinaus. Der Kranke wollte nur sie um sich haben. - Mein Vater bezog unterdessen seine erste Pfarrstelle in Pölzig.

Nach Monaten schweren Siechtums starb der Großvater in Dresden. Ein paar Wochen darauf fand in aller Stille die Hochzeit meiner Eltern im Lumpziger Pfarrhaus bei Günthers statt<sup>6</sup>. Großvater Günther traute das junge Paar. Meine Mutter trug unter ihrem Schleier das schwarze Trauerkleid. Das langersehnte Glück der beiden Jungvermählten war kurz. Mein Vater, der wohl jahrelang ein Lungenleiden in sich herumgetragen hatte, ohne sich dessen bewusst zu sein, erlitt nach einjähriger Ehe einen Blutsturz und starb kurz darauf in dem Kurort Lipspringe<sup>7</sup>. Meine Mutter war verzweifelt. Sie verließ das Pfarrhaus in Pölzig, wo ihr noch ein halbes Jahr Wohnrecht zugestanden hätte, bald nach dem Tode ihres Mannes und zog zu ihrer Mutter nach Dresden, wo auch ihr Kind zur Welt kam.

Der Tod meines Vaters und die folgenden Jahre ihrer Krankheit haben meine Mutter nicht zu zerbrechen vermocht. Sie konnte in schmerzfreien Stunden mit mir von Herzen fröhlich sein, wenn ich ihr von meinen Schulerlebnissen erzählte. Schwer war es ihr freilich, dass sie immer mehr ans Zimmer gefesselt war und meine Erlebniswelt außerhalb des Hauses nicht aus eigener Anschauung kannte. Wie freute sie sich deshalb auf mein Heimkommen, - wie ängstlich aber war sie auch, wenn ich lange ausblieb! Deshalb gewöhnte sie mich von klein auf an Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit. Erst viel später habe ich sie in diesem Punkte verstehen ge-

---

<sup>5</sup> Heinrich Trübenbach, geboren 13. Dezember 1823 in Mittweida, Schüler der Nikolaischule Leipzig und der Fürstenschule Grimma, Theologiestudent in Leipzig ab 1842, Hauslehrer bei der Familie des Leipziger Juristen Dr. August Ludwig Mothes 1847 bis 1871, Pastor in Dittersdorf im Osterzgebirge 1851 bis 1855, Pastor in Kayna 1855 bis 1893, gestorben 18. Februar 1896 in Dresden, wohl an Magenkrebs.

<sup>6</sup> 04626 Lumpzig, zwischen Altenburg und Gera, nicht weit von Kayna entfernt.

<sup>7</sup> Unter der veralteten Bezeichnung Blutsturz fasste man verschiedene Krankheiten zusammen, die zu plötzlichen, starken Blutungen aus irgendeiner Körperhöhle führen, ohne durch eine Verletzung verursacht zu sein.

lernt. Jede kleinste Unpünktlichkeit wurde gerügt. Ich sehe mich noch heute, wie ich immer in Eile war, um möglichst schnell heimzukommen. Natürlich hatte ich keine Armbanduhr und konnte mich nur nach Kirchen- oder Normaluhren richten, nach denen ich ständig ausspähte. Meine Schulfreundinnen waren es nachgerade gewöhnt, dass ich immer als erste die Schule, das Schwimmbad oder die Geburtstagsfeier einer Freundin verließ. Mutter erzog mich mit großer Konsequenz und Strenge. In Bezug auf Essen und Kleidung wurde ich spartanisch einfach gehalten. Bonbons waren verpönt, von anderen Süßigkeiten gab es höchstens einmal ein Stückchen Schokolade, die meine Mutter in einem japanischen Lackkästchen aufbewahrte. Dass man sich von seinem Taschengeld - ich bekam zehn Pfennig in der Woche und musste mir dafür Bleistifte, Federn und Radiergummis kaufen - etwa Näschereien besorgen könnte, darauf wäre ich wohl nie verfallen. Sehr ungehalten konnte meine Mutter werden, wenn ich über meine Freundinnen etwas Nachteiliges erzählte. Sie pflegte mich dann zu fragen: „Weißt Du das ganz genau?“ Meist konnte ich meine Behauptungen nicht beweisen. - Aller Tratsch und Klatsch war ihr im Tiefsten zuwider. Wenn Besuch bei uns war, wagte niemand zu „lästern“. Bei dieser Gelegenheit wurde mir instinktiv bewusst, welche Hochachtung unsere Verwandten vor Mutter hatten. Sie hielt es nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis mit dem: „Entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren“. Die Lüge war für mich die schlimmste Sünde. Jede kleinste Unaufrichtigkeit zerfiel in Mutters Nähe zu Nichts. Ich erzählte ihr alles aus meinem kindlichen Leben, und zwar rückhaltlos.

Wenn dann am Abend die schlimmen Nervenschmerzen sie überfielen, wollte ich sie gerne trösten. Meist fiel mir in solchen Fällen nichts weiter ein als das Bibelwort: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er“. Heute freilich wüsste ich noch manch anderen Spruch, der fröhlicher gewesen wäre! Wenn auch die Krankheit meine Mutter körperlich immer hilfloser machte, der Geist blieb lebendig - und sie war ein geistig sehr vielseitiger Mensch. Fast alles, was ich im Lyzeum an Gedichten lernen musste, hörte sie mir aus dem Gedächtnis ab. Die deutsche Literatur - vor allem die klassische - beherrschte sie glänzend. Während ihrer Krankheit hat sie viel gelesen. Englisch sprach und las sie gerne. In ihrer Kindheit hatte sie 85 Kirchenlieder mit allen Versen auswendig lernen müssen. Die hatte sie noch im Kopf! Sie waren ihr in den endlosen Nächten eine Kraftquelle. - Dass sie nicht mehr zeichnen konnte - ihre Finger konnten den Bleistift nicht halten - schmerzte sie besonders. Ihr Zeichentalent hatte sie aus der Familie ihrer Mutter. Großmutter's Lieblingsbruder, Oskar, Künstler und Architekt, der in Leipzig als Baurat und Gründer des „Kunstvereins“ einen Namen hatte, stand ihr sehr nahe. Als junges Mädchen war sie oft in seinem Hause und hing mit großer Verehrung an ihm. „Du hast kein Augenmaß“ galt bei meiner Mutter als Tadel!

Im Jahre 1911 starb die Großmutter. Die letzten beiden Jahre ihres Lebens waren für uns, die wir täglich um sie waren, sehr schmerzlich. Der lebhaftige Geist starb allmählich ab, das Gedächtnis ließ nach. Für mich war sie aber noch immer da, wenn sie sich auch vor allen anderen Menschen mehr und mehr verschloss und mit Scheu und Eigensinn ihre eigenen Wege ging. Kurz nach ihrem Tode gaben wir unsere schöne Wohnung in der Borsbergstraße auf und zogen etwas weiter hinaus, nach Striesen. Ich habe mich dort nie heimisch gefühlt. Der Garten und die Spielkameraden fehlten mir. Die Tür des Kinderparadieses, zu dem Großmutter gehört hatte, war zugeschlagen.



*Anna Trübenbach geborene Mothes*

Meine Mutter wurde zusehends schwächer. Tante Marie pflegte sie mit großer Treue und besorgte den Haushalt. Ich war nun groß genug, um zu verstehen, wie es mit meiner Mutter bestellt war und dass es keine Hoffnung auf Genesung für sie gab. Kein Arzt, und sie hatte mehrere „Größen“ auf dem Gebiet der Medizin befragt, konnte ihr helfen. Ein schwerer Druck legte sich auf mich. Alles erschien mir grau und ausweglos.

Im Jahre 1912 bestand ich die Aufnahmeprüfung für das Lehrerinnenseminar. Meine Mutter hatte den Lehrerinnenberuf für mich ausgewählt, wohl in dem Gedanken, mir eine Versorgung fürs Leben zu geben, denn sie wusste ja schon lange, dass ihre Jahre gezählt waren. Ostern 1913 sollte ich konfirmiert werden und ins Seminar eintreten. Mutter, deren Kräfte jetzt rapid abnahmen, übergab mir Anfang Februar ihr Konfirmationsgeschenk, den Familiendukaten, den mein Großvater (*Heinrich Trübenbach*) nach seiner ersten Predigt von seiner Mutter (*Henriette Wilhelmine Trübenbach, geborene Freitag*) bekommen hatte und den er später seiner Lieblingstochter Magdalene als Belohnung dafür, dass sie ihren Schwestern englische Stunden gegeben hatte, schenkte. Dieser Dukaten trägt die Aufschrift: „Wohl dem der Freud an sein Kind erlebt“ und die Jahreszahl 1616<sup>8</sup>. Ich weiß noch, wie meine Mutter mir mit ihren unsicheren Händen die goldene Kette mit dem Dukaten um den Hals legte. Bald darauf lag sie hilflos in ihrem Bett. Am 22. Februar 1913 wurde sie nach 12-jähriger Krankheit heimgerufen<sup>9</sup>. Um mich war es auf einmal ganz leer geworden. Es war niemand mehr da, der mir nahe stand. Meine Tante Marie, die treue Schwester und Pflegerin meiner Mutter, hatte für mich

---

<sup>8</sup> Ich suchte im Münzenhandel vergeblich nach einer solchen Münze. Die Firma Reppa in Pirmasens schrieb, dass es sich wahrscheinlich um einen Dukaten handelt, der die Umschrift „WOHL DEM DER FREUD AN SEINEN KINDERN ERLEBT“ trägt und als Motiv drei kleine Bäumchen. Das Motiv der Rückseite sind zwei Gebotstafeln mit Inschrift, und die Umschrift sollte lauten „DAS HILF HERR IESU“. Allerdings trügen diese Dukaten keine Jahreszahl, sie wurden Mitte des 18. Jahrhunderts geprägt. Sie würden selten zum Kauf angeboten. Nach Mail-Auskunft von Elisabeth Spang, München, vom 22.2.2006 sieht der „Familiendukat“ so aus: „Er trägt auf der einen Seite die Inschrift „Wol dem der Freud an sein Kind erlebt“. Die Schrift rankt sich um den Rand, in der Münzmitte befindet sich eine Krone und ein Schwert oder ein Dolch. Auf der anderen Seite steht die Jahreszahl 1616 und der Text „Hilf du heilige Dreifaltigkeit“ ebenfalls um eine Abbildung. Diese besteht aus den Buchstaben „IHS“, darüber ein strahlendes Auge und darunter ein Adler.“

Im Internet fand ich dann folgende Beschreibung in <http://www.numispedia.de/Sophiendukaten:>

**Sophiendukaten, Kinderdukaten, Dreifaltigkeitsdukaten**, Anfang 17. Jh. im Auftrag der Kurfürstin Sophie von Sachsen geprägte Goldmünze. Sophie ließ den „Sophiendukaten“ zu Weihnachten 1616 zu Ehren ihrer Kinder prägen, zu denen auch Kurfürst Johann Georg I. (reg. 1611-1656) zählte. Das Geschenk der Kurfürstin-Mutter wurde, wegen seiner Beliebtheit als Patengeschenk, auch Kinderdukaten genannt. Zurückzuführen ist diese Vorliebe auf die am Avers befindliche Umschrift: „Wol dem der Freud an seinen Kind erlebt“. Am Revers befinden sich die Symbole und die Umschrift: „Hilf du heilige Dreyfaltigkeit 1616“. Die Münze erfreute sich als Patengeschenk so großer Beliebtheit, dass sie bis 1872 mit motivgleichem Stempel in der Dresdener Münze weitergeprägt und auf Rechnung des Münzmeisters um 3½ Taler verkauft wurde. Der „Sophiendukaten“ wurde, wie alle Dukaten, durch das Reichsgesetz vom 6. Dez. 1873 im Deutschen Reich außer Kurs gesetzt.



Sphiendukaten 1616, Dresden. Verschlungenes SC (=Sophia, Churfürstin) auf gekreuztem Schwert und Zepter. Rückseite: Darstellung der göttlichen Dreieinigkeit durch das Auge Gottes, Christusmonogramm und Heiliggeisttaube. Gold / ca. 24 mm / ca. 3,4 Gramm (auch als seltene Silberabschläge im Gewicht eines viertel Talers bekannt.)

<sup>9</sup> Magdalena Günther geborene Trübenbach wurde begraben am 25. Februar 1913 in Dresden auf dem Neustädter Friedhof, im III. Land, Grabstelle S.1.23; dort sind viele Verwandte begraben, wie die erhalten gebliebenen Friedhofsunterlagen zeigen.

nie mehr bedeutet als eine gute Betreuerin, die für mein leibliches Wohl sorgte. Jetzt merkte ich erst, wie Mutter mir fehlte! Meine systematisch geübte Selbstbeherrschung funktionierte nachgerade tadellos. Auch meine Klassenkameradinnen ahnten nichts von dem, was in mir vorging.

Ein knappes Jahr nach Mutters Tod zeigten sich bei Tante Marie seelische Depressionen, die sich immer mehr verdichteten. Ihr ganzes Leben lang hatte sie, die einzige Unverheiratete unter den sieben Schwestern, ihren Angehörigen mit Selbstaufopferung gedient. Jetzt, da sie sich hätte Ruhe gönnen können, gaben ihre Nerven nach. Alles Zureden, alle Ablenkungsversuche waren vergeblich. Dabei wurde sie auch körperlich immer elender und jammerte mich sehr. Wenn ich mittags aus der Schule heimkam, blieb mir bis zum Abend keine ruhige Minute mehr. Schulaufgaben habe ich damals kaum machen können. Schlimm war es, dass die Kranke auch nachts keine Ruhe fand. Eine Hausdame, die wir uns besorgt hatten, hielt es mit der Patientin nicht aus. Mein Onkel und Vormund, (Max) Schmiedel, sah ein, dass ich mit Tante Marie nicht allein bleiben konnte. Es wurde beschlossen, sie in ein Sanatorium zu bringen. Der Onkel und ich begleiteten sie. In den nächsten Jahren mussten wir noch mehrere solcher Reisen machen. Nirgendwo konnte sich die Tante eingewöhnen, nirgends fand sie Ruhe. Schließlich brachte Onkel Schmiedel sie nach Untergöltzsch im Vogtland, wo sie bald darauf starb<sup>10</sup>. Unterdessen hatte ich mit Tante (Henriette) Schmiedel unseren Haushalt in Dresden aufgelöst und war in eine Fremdenpension gezogen, in der zwei meiner Klassen-schwestern wohnten. Hier hatte ich mein eigenes Zimmer und konnte in Ruhe arbeiten. - Außer uns Seminaristinnen gab es in der Pension Ackermann die verschiedensten weiblichen Wesen aller Altersstufen: Eine Schauspielschülerin, die uns das lautlose In-Ohnmacht-Fallen beibrachte, eine dänische Musikstudentin mit dem berühmten Namen Heiberg, von uns „Heupferd“ genannt, die von früh bis spät Tonleitern trällerte, ein altes adliges Fräulein, deren täglicher Stoßseufzer war: „Ich wollte ich wachte einmal auf und wäre tot!“ - Fräulein Ackermann, die Leiterin, kochte gut, solange es etwas zu kochen gab! Aber als 1915 die durch den ersten Weltkrieg bedingte Rationierung der Lebensmittel einsetzte, gab sie sich keinen Rat mehr. Sie selbst lebte von dem, was ihr das stattliche „Heupferd“ aus den dicken dänischen Lebensmittelpaketen zusteckte. Wir anderen mussten hungern und fristeten unser Dasein von den kärglichen Kohlrübengerichten, die mittags und abends auf den Tisch kamen. Vor allem wurden wir vom Lehrerinnenseminar deutlich benachteiligt, denn wir waren ja den größten Teil des Tages in der Schule und hatten keine Zeit, uns in Küche und Speisekammer umzusehen, wo manches, was es auf Marken gab, lautlos verschwand und während unserer Abwesenheit von Fräulein Ackermann und ihren Freundinnen verzehrt wurde. So kam es, dass wir immer dünner wurden, während unsere „treusorgende“ Pensionsmutter trotz der schlechten Zeiten von ihrer Rundlichkeit nichts einbüßte. Im Jahre 1916 machten wir Seminaristinnen die Vorprüfung für das Lehrerinnenexamen. Damals standen wir stets hungrig vom

---

<sup>10</sup> Nach den Lebenserinnerungen von Max Schmiedel starb sie infolge eines Suizids. Ich habe die im Text vor-kommenden Mitteilungen über die Krankheitssymptome der Mutter Anna sowie der Töchter Marie und Lene der Ärztin Dr. Claudia Weiland privatim vorgelegt, die an der Klinik für Neurologie des Klinikums der Stadt Hanau tätig ist. Meine Frage war, ob aus diesen wenigen Angaben eine posthume Krankheitsdiagnose möglich sei. Ihre Antwort enthielt, bei aller gebotenen Vorsicht, folgende Einschätzungen oder Mutmaßungen: Anna Trübenbach hatte wohl eine Demenz, deren Ursache nicht einzuordnen ist. Möglicherweise war sie außerdem depressiv. Marie Trübenbach litt offenbar unter Depressionen, die sie letztlich in den Suizid getrieben haben. Wenn „Tastgefühl“ die Oberflächensensibilität der Haut meint, scheidet bei Lene der M. Parkinson als mögliche Diagnose aus. Beim Parkinson gibt es keine Sensibilitätsstörungen. Eine Slow-Virus-Erkrankung ist eher unwahrscheinlich, weil sie meist mit einer Enzephalitis und mit Demenz einhergeht. In Frage kommt dann noch ein Guillain-Barré-Syndrom, eine Störung des Immunsystems, das im Gefolge von meist Viruserkrankungen auftritt und ein neurologisches Krankheitsbild verursachen kann, das sowohl Motorik als auch Sensibilität beeinträchtigen kann. Erkrankungen aus dem rheumatischen Formenkreis sind ebenfalls nicht ausgeschlossen. (In der Familie wurde angenommen, dass es sich bei Lene um Multiple Sklerose gehandelt habe.)

Mittagessen auf und gingen anschließend ins vegetarische Speisehaus, um zum zweiten Male zu essen. „Richtig“ satt wurden wir trotzdem nicht! - Nach dem Abendbrot arbeiteten wir noch zwei Stunden und legten uns hungrig ins Bett. Damals hatte ich mir angewöhnt, vor dem Einschlafen meine geballte Faust in die Magenrube zu drücken, um das quälende Hungergefühl loszuwerden. Meine Tante (*Henriette*) Schmiedel, die selbst vier Kinder im „Wachsealter“ hatte, steckte mir in dieser schlimmen Zeit öfter etwas zu. Besuchte ich sie mal am Abend, so stand gewiss ein Pudding oder eine andere Delikatesse für mich bereit! Ich werde ihr das nicht vergessen!



*Max und Henriette Schmiedel*

Trotz aller seelischen und materiellen Schwierigkeiten dieser Jahre brachte ich meine Seminarzeit zu Ende und machte eine gute Abschlussprüfung. Der Termin unseres Abgangs war um ein Vierteljahr vorverlegt worden (von Ostern 1918 auf Weihnachten 1917). Wir jungen Lehrerinnen hatten uns nach der Prüfung verpflichten müssen, die uns vom Staate zugewiesenen Stellen anzunehmen. Die Lücken, die der Krieg in die Reihen der Lehrer gerissen hatte, sollten auf diese Weise möglichst schnell aufgefüllt werden. Anfang Januar 1918, so hatte man uns gesagt, würden wir vom Ministerium Nachricht bekommen, wo wir nach den Weihnachtsferien anzutreten hätten. - Ich wartete und wartete auf die Mitteilung des Ministeriums. Es kam nichts! Die Weihnachtsferien vergingen. Meine früheren Klassenschwestern reisten eine nach der anderen ab. Ich allein hatte noch immer keine Stelle! Endlich traf denn auch der langersehnte Brief ein! Ab 1. Februar 1918 war ich als Hilfslehrerin an die Taubstummenan-

stalt in Leipzig berufen<sup>11</sup>. Meine Ausbildung für die Arbeit an den Taubstummen sollte ich an Ort und Stelle bekommen. Nun erhob sich aber ein Sturm im Wasserglas! Meine Verwandten waren entsetzt! Alle möglichen Tanten ersten und zweiten Grades, die sich sonst nicht allzu sehr für meine Wenigkeit interessiert hatten, schrieen entrüstet, ich solle diese Stelle nicht annehmen. Das wäre für ein junges Mädchen „der reine Mord“ usw. Dieses hysterische Getöse rührte mich nicht. Ich hatte mich indessen mit dem Gedanken abgefunden, für eine Sonderarbeit ausersehen zu sein. Nun sah ich eine Aufgabe vor mir, die sehr schwer aber, so hoffte ich, dankbar sein würde.

Es war ein sonniger Wintermorgen, als mein Vetter Erich Schmiedel mich mit meinem schweren Koffer nach Leipzig brachte. Ich war meiner Tante Jettel (*Henriette*), Erichs Mutter, sehr dankbar, dass sie das veranlasst hatte. Es war doch tröstlich, nicht ganz allein in Leipzig einziehen zu müssen!

---

<sup>11</sup> Siehe Georg Schumann: *Die Taubstummenanstalt zu Leipzig*, in: Gustav Wende (Herausgeber), *Deutsche Taubstummenanstalten, Schulen und Heime in Wort und Bild (Die Anstaltsfürsorge für körperlich, geistig, sittlich und wirtschaftlich Schwache im Deutschen Reiche in Wort und Bild, VI. Abteilung)*, Halle, Marhold (1915).



*Von links: Therese Senf, Katharina Günther (hinten), Gertrud Reichardt, Johanna Schmiedel*

Als wir vor dem Hauptbahnhof der alten guten Lindenstadt standen und nach einer Straßenbahn ausschauten, die uns zur Anstalt hinausbringen sollte, fand sich alsbald ein betulicher Sachse, der uns zurief: „Mit der harten B-Bahn missen se fahrn!“ - Schließlich saßen wir zu-

sammen auf dem großen schwarzen Wachstuchsofa, das in meinem hübschen Wohnzimmer im obersten Stockwerk des riesigen modernen Anstaltsgebäudes stand. Ich hatte nun eine eigene kleine Wohnung, die aus Wohn- und Schlafzimmer und einem winzigen Vorraum bestand. Es war eine der Hilfslehrerwohnungen, die an einem langen Korridor nebeneinander lagen. Aus dem Erdgeschoss herauf klang das eintönige schreiende Sprechen der Taubstummen. Es hörte sich an wie unartikulierte Tierlaute und berührte mich unheimlich. - Erich musste bald wieder fort. Ich fühlte mich auf einmal sehr allein und fremd in der neuen Umgebung. Niemand kümmerte sich um mich! Bei meiner Ankunft war mir mitgeteilt worden, dass ich am anderen Morgen ins Lehrerzimmer kommen sollte, wo man mich in meine Arbeit einweisen würde. So packte ich meinen Koffer aus und machte meine Zimmer mit ein paar Kleinigkeiten von daheim gemütlich. Gegen Abend erschien ein kleines, schüchternes Mädel mit einem Tablett. Sie brachte mir das Abendbrot. Martha sollte also mein „Dienstmädchen“ sein! Die Verständigung mit ihr war nicht einfach. Vor kurzem war sie nach einer Scharlacherkrankung ertaubt und verstand das Ablesen vom Munde noch nicht.

Am nächsten Morgen betrat ich recht zaghaft das große, freundliche Lehrerzimmer, wo meine Kollegen die Neue - ich war die einzige Lehrerin in der Anstalt - schon erwarteten. Es waren etwa 30. Einige Lehrer waren zum Kriegsdienst eingezogen. Der Direktor, ein alter, gemüthlicher Sachse, eröffnete mir, dass ich zunächst etwa zwei Wochen hospitieren sollte. Die Kollegen stellten sich mir einzeln vor. In den ersten Wochen lernte ich sie alle bei ihrer Arbeit in den Klassen kennen. Einige ältere Herren hatten sich im Laufe der Zeit eigene Methoden ausgearbeitet, die wissenschaftlich fundiert waren und von jedem einzelnen gegen die Angriffe der Kollegen in endlosen Diskussionen verteidigt wurden. Die jüngeren Lehrer wählten je eine dieser bewährten Methoden für sich aus. - Ziel des Taubstummenunterrichts ist, den Kindern ein möglichst fehlerfreies Sprechen und ein genaues Ablesen vom Munde beizubringen. Nun begann für mich das Hospitieren. Dabei kam ich in begabte Oberklassen, wo der Unterricht fast genauso wie in einer normalen Volksschulklasse vor sich ging. Nur sprach der Taubstummenlehrer mit leiser Stimme oder stimmlos. Die Antworten der Schüler kamen laut und sicher. - Das waren die A-Klassen. In den B- und C-Klassen saßen die geistig zurückgebliebenen und gehemmten Schüler. Dort musste sich der Lehrer unendlich mühen. In den zwei ersten Wochen, die ich in der Anstalt verbrachte, lernte ich viel und durfte fragen, soviel ich wollte. Die Kollegen waren hilfsbereit und bildeten eine prächtige Arbeitsgemeinschaft, in die sie auch mich mit hinein nahmen. Nach meiner Hospitationszeit bekam ich meine eigene Klasse. Später erfuhr ich, dass diese Klasse von jeher nicht allzu beliebt gewesen war, ihrer uneinheitlichen Zusammensetzung und ihres schlechten Rufes willen. Diese „Hörklasse“, von den Kollegen kurz: „Die Hörraben“ genannt, fiel dauernd irgendwie unangenehm auf. Weil ich diese Außenseiter bald in mein Herz schloss und sie immer in Schutz nahm, hieß ich bald im Kollegenkreise: „Der Rabenoberst“. Die Hörklasse bestand zum großen Teil aus schwerhörigen Kindern und solchen, die nicht von Geburt an taub, sondern erst später durch Krankheiten ertaubt waren. Es war dies ein Sammelsurium von Jungen und Mädchen verschiedener Altersstufen (8-14 Jahre!) und verschiedener geistiger Beschaffenheit, außerdem waren fast alle „Tagesschüler“, die in der Stadt wohnten und dem oft ungunstigen Einfluss des Elternhauses ausgesetzt blieben. Die „echten“ Taubstummen dagegen wohnten in der Anstalt, wo Zucht, Ordnung und Sauberkeit herrschten. Fast jedes Kind meiner Klasse war jahrelang in der Volksschule herumgestoßen worden. Es hatte dem Unterricht seiner Schwerhörigkeit wegen nicht folgen können und war zurückgeblieben. Oft hatte der Lehrer sich nicht die Mühe gemacht, den Grund des Versagens seines Schülers herauszufinden oder durch eine Überweisung an die Taubstummenanstalt Abhilfe zu schaffen. So waren die Hörraben zu Stiefkindern der Volksschule geworden. Außerdem waren sie verwahrlost und hatten neben ihrer Schwerhörigkeit allerhand andere Gebrechen. Da war Fritz, der durch eine Wucherung unter der

Hirnschale ein typischer Schmierfink geworden war und dessen Hefte von Klecksen und Fettflecken starrten. Klara hatte einen Sprachfehler, Martha war leicht geistesgestört, Walter hatte den Veitstanz! Diese meine 13 Hörraben machten mir, da ich jeden besonders nehmen musste, viel zu schaffen. Zum großen Gaudium meiner Kollegen erklärte ich, dass ich ohne Stock auskommen würde. „Unmöglich!“ - „Nun, Sie werden schon sehen!“, hieß es. Einige Tage später überreichte mir der Hausmeister mit wohlwollendem Grinsen einen funkelnagelneuen Rohrstock. Ich habe ihn nur einmal benutzt, merkte aber gleich, dass ich mit diesem Ding nicht umzugehen verstand. Taubstumme und Schwerhörige sind von Natur wenig schmerzempfindlich. Wenn das Schlagen mit dem Stock für sie eine Strafe sein soll, muss man sehr derb zuschlagen. Das wollte und konnte ich nicht. So ließ ich es lieber ganz und erdachte mir eine Skala von Strafen anderer Art. Eine davon war das Herumlaufen um die Bänke. Da die Kinder körperlich sehr träge waren, bedeutete es für sie schon eine sehr unangenehme Sache, im Laufschrift drei bis fünf Runden um die Bänke zu machen. Die Klassenzimmer der Anstalt waren, der geringen Schülerschar entsprechend, nicht sehr groß. Die Bänke waren im Halbkreis um das Pult, wo der Lehrer stand, angeordnet. Von zwei Seiten fiel Licht in das Klassenzimmer, so dass das Gesicht des Lehrers gut beleuchtet war, was das Ablesen der Wortbilder von seinem Munde erleichtern sollte. Es dauerte nicht lange, da hatte ich mich einigermaßen in den Unterrichtsbetrieb der Anstalt hinein gefunden. Wenn ich einmal methodisch Schiffbruch erlitt, pilgerte ich oft mitten in der Stunde zum nächsten Kollegen, der mir mit Rat und Tat gerne aushalf. Im übrigen waren die Taubstummenlehrer ein besonderes Völkchen: äußerst eigenwillig, erfindungsreich und vielseitig gebildet. Ich erinnere mich noch gut an eine Versuchsreihe über den Gleichgewichtssinn beim Taubstummen im Gegensatz zum normalen Menschen, die einer unsrer Lehrer für das Physikalische Institut der Leipziger Universität ausführte. Dabei sehe ich mich in der Kabine eines primitiven Karussells sitzen - eine Skala mit einem Zeiger vor mir, der während der tollen Fahrt senkrecht eingestellt werden musste, was mir als normalem Menschen natürlich nicht gelang.

Von den Hilfslehrern, die in der Anstalt wohnten, wurden hin und wieder abendliche Zusammenkünfte veranstaltet, an denen sich auch die Kindergärtnerin, die Handarbeitslehrerin und meine Wenigkeit beteiligten. Da ging es meistens sehr vergnügt zu; es gab Klavierkonzerte, Rezitationen, Kabarettvorführungen usw. Es ging die Sage, dass nach einer solchen abendlichen Feier die jungen Lehrer die blechernen Spucknapfe, die auf den Treppenabsätzen standen, die Treppe hinunter geworfen hatten, nur um darzutun, dass das dadurch entstandene höllische Getöse den Schlaf unserer Zöglinge nicht im geringsten stören konnte. Im Herbst 1918 ging der erste Weltkrieg zu Ende. Die Lehrer, die Militärdienst geleistet hatten, kamen heim. Eineinviertel Jahr nach meinem Eintritt, im Frühjahr 1919, bekam ich den ministeriellen Bescheid, dass ab 1.4. meine Tätigkeit an der Taubstummenanstalt zu Ende sei. Angesichts dieser Tatsache entschloss ich mich kurz, mein Abitur nachzumachen und zu studieren, umso mehr, als ich an der Leipziger Universität bereits Vorlesungen gehört hatte. In einer kleinen Schulfeier, die zur Begrüßung der heimgekehrten Kollegen angesetzt worden war, sollte ich verabschiedet werden. Wir waren alle schon im Lehrerzimmer versammelt, der Direktor erschien, um die Feier zu eröffnen - da läutete im Nebenzimmer das Telefon. Der Chef verschwand, kehrte nach kurzer Zeit zurück und verkündete schnaufend, das Ministerium habe soeben angerufen: Der Hilfslehrerin Günther werde anheim gestellt, an der Taubstummenanstalt zu verbleiben - in diesem Falle würde der Bescheid des Ministeriums, - nämlich die Kündigung für den 1.4. - rückgängig gemacht. Die Hilfslehrerin Günther habe sich binnen 24 Stunden zu entscheiden, ob sie bleiben wolle oder nicht. - Einen Augenblick lang war alles still. - Dann erhob sich schlagartig stürmischer Applaus! Es regnete Glückwünsche von allen Seiten, meine Hände wurden gedrückt und geschüttelt. Niemand kam offenbar auf den Gedanken, dass ich hätte nein sagen können! Nachdem sich der Lärm etwas gelegt hatte, begann

die Begrüßungsfeier - von meinem Abgang war nicht mehr die Rede! - Nachdenklich stieg ich die Treppe zu meinem stillen Zimmer empor, setzte mich auf das alte, gute Wachstuchsofa und versuchte, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Ich war vor eine Entscheidung gestellt, die für mein Leben von einschneidender Bedeutung sein würde, das wurde mir klar. Hier in der Anstalt, das hatte mir die spontane Herzlichkeit der Kollegen gezeigt, wäre ich willkommen gewesen, ich hätte viele Freunde gehabt, eine schwere, aber dankbare Arbeit, eine gesicherte, vielleicht sogar eine Lebensstellung. Auf der anderen Seite lockte das Studieren, das schon lange meine Sehnsucht gewesen war. - Am Nachmittag sprach ich mit ein paar älteren Kollegen. Sie stellten mir vor, wie schwer es in den Nachkriegsverhältnissen sei, sich die Vorbedingungen für ein Studium zu schaffen. Eine Inflation sei im Anzuge - würden meine Mittel ausreichen, um bis zum Examen durchzuhalten? Wäre es nicht purer Leichtsinn, eine sichere Stellung gerade jetzt auszuschlagen und das Risiko eines Hochschulstudiums einzugehen? Ich war schließlich wie betäubt und suchte in der Einsamkeit die Entscheidung zu finden. Nun begann ich, mir bis in alle Einzelheiten vorzustellen, wie es sein würde, wenn ich in der Anstalt bliebe. Ein ganzes Leben unter den Taubstummen zu verbringen mit dem Endziel, vielleicht einmal Hausmutter zu werden, erschien mir als Verzicht auf alle Eigenständigkeit. Ich fühlte mich noch zu jung, um mich so fest zu binden. Trotzdem beschloss ich, noch einen Menschen zu fragen, dem ich unbedingtes Vertrauen entgegenbrachte: meinen Vormund, Onkel (*Max*) Schmiedel. Das Ferngespräch nach Dresden kam zustande. Ich stellte in knappen Worten meine Lage dar, mein Onkel überlegte kurz und sagte: „Es ist niemals gut, wenn man im Leben Rückzieher macht!“ Damit waren für mich die Würfel gefallen. Erst jetzt merkte ich, dass ich meine Entscheidung schon vor dem Gespräch mit dem Onkel fertig gehabt und bei ihm nur eine Bestätigung gesucht hatte. Plötzlich war ich ganz ruhig! Als ich am nächsten Morgen den Kollegen meinen Entschluss mitteilte, schüttelten sie traurig oder verständnislos den Kopf. Ich hatte den schweren Weg gewählt und habe es nie auch nur einen Augenblick bereut.

Der Abschied von der Anstalt und all den treuen Menschen wurde mir schwer. In der einen Hand meinen Koffer, in der anderen einen Blumentopf mit Vergissmeinnicht, begleitet von vielen guten Wünschen, verließ ich das große, hohe Haus, das mir mehr als ein Jahr lang Heimat gewesen war. Ich bezog ein bescheidenes Leerzimmer in einem Leipziger Arbeiterviertel. Meine Mietsleute waren arm. Der Hausherr, ein Kriegskrüppel mit einer Zitterlähmung, saß den ganzen Tag müßig in der Küche und kontrollierte durch die offene Tür mein Kommen und Gehen. Auf den Treppenabsätzen standen zu allen Tageszeiten schmatzende Frauen, die die „Neue“ mit dreisten Blicken musterten. Mein Kleiderschrank war wegen Platzmangels auf dem Korridor untergebracht. Sobald ich ihn aufschloss, lief die Familie zusammen und starrte missgünstig auf meine - ach, so bescheidene - Garderobe. Hier wurde ich zur „besitzenden Klasse“ gerechnet und von den „Armen“ beneidet! Wenn ich auch hin und wieder der Frau etwas von meinen Sachen schenkte, so blieben doch Missgunst und Misstrauen bestehen, und das bedrückte mich nicht wenig. Richtig wohl fühlte ich mich eigentlich nur in meinem Zimmer, das ich mit meinen Möbeln von daheim ausgestattet hatte. Meine Bilder und Bücher, Mutters Nähtisch, das handgemalte Meißner Kaffeeservice von der Großmutter - zwischen diesen Schätzen fühlte ich mich sicher und verschloss mich vor der „feindlichen Außenwelt“.

Unterdessen hatte ich mich in einer sogenannten „Presse“ angemeldet. In einem 1½-jährigen Kurs, der Ostern 1919 begann, sollte man, so hieß es im Prospekt, für das Abitur des Realgymnasiums vorbereitet werden. Dieser Kurs, der alle Fächer des Realgymnasiums umfasste, brachte an neuem Stoff für mich vor allem Latein und zwar sechs Jahrespensen. In Physik und Mathematik würde ich einiges nachzuholen haben, das wusste ich. In den anderen Fächern

müsste mein im Seminar erworbenes Wissen ausreichen. So kam es, dass ich aus eigenem Entschluss Englisch, Französisch und Geschichte nur im Anfang und zwar sporadisch besuchte und meine ganze Kraft auf Latein, Mathematik und Physik verwendete, alle anderen Fächer aber radikal schwänzte! Es krähte zunächst auch kein Hahn danach! Die Presse des Herrn Schuster, eine Privatschule, besaß ein bunt zusammengewürfeltes Kollegium und eine ebensolche Schülerschaft. Die Lehrer waren zum großen Teil aus politischen, moralischen oder anderen Gründen von den staatlichen Schulen entfernt worden und fristeten nun in der Privatschule ihr Dasein. Der beste Lehrer der Schusterschen Presse war Herr Schön, ein Russlanddeutscher aus Petersburg mit der harten Aussprache der Ostdeutschen. Er hatte die Fähigkeit auch wenig begabten Schülern die Probleme der Mathematik nahe zu bringen und klar zu machen. Ich hatte gegen Mathematik immer eine starke Abneigung gehabt, hatte mich aber im Seminar schlecht und recht durchgeschlagen und meine Zwei bis zum Abschlusszeugnis zu wahren gewusst. Der eigentliche Sinn der Sache war mir dabei nicht aufgegangen. In den Mathematikstunden von Herrn Schön fiel es mir nun mit einem Male wie Schuppen von den Augen. - Und eines Tages merkte ich, dass mich mein Lehrer in die Reihe seiner „Paradepferdchen“ aufgenommen hatte, was eine hohe Auszeichnung bedeutete! Herr Schön war Sozialist! Diese Tatsache genügte damals, einen guten Pädagogen und charakterlich einwandfreien Menschen, wie er einer war, die Anstellung an einer staatlichen Schule zu verweigern. Die wenigsten Sympathien von allen Lehrern genoss der Konrektor, ein kleiner, verwachsener Mann mit einem scharfen Verstand und einem unbeugsamen Willen. Er gab Latein und Geschichte auf der Oberstufe und konnte sehr unangenehm werden, wenn man sich ihm widersetzte. Das sollte ich bald am eigenen Leib erfahren.

Die Schülerschaft unserer Presse setzte sich aus Leuten der verschiedensten Altersstufen mit ebenso verschiedener Schulbildung zusammen. Da waren zunächst die wegen Unbegabtheit aus den höheren Schulen Ausgeschiedenen, ferner Ausländer, die mit der deutschen Sprache Schwierigkeiten hatten, Offiziere aus dem Ersten Weltkrieg, die ihr Abitur nachholen wollten, Hausfrauen, Krankenschwestern usw.

Im ersten Halbjahr schloss ich mich kaum an jemanden an, erst im Oberkurs gewann ich einige gute Bekannte. Ich arbeitete damals hauptsächlich am frühen Morgen, im Sommer von 4 Uhr an, und ging abends mit den Hühnern ins Bett. Auf diese Weise sparte ich Licht, außerdem konnte ich früh morgens am konzentriertesten arbeiten. Meine ganze Kraft setzte ich für Latein ein. Dabei erledigte ich nicht nur mein tägliches Pensum, sondern ich lernte allein weiter, so dass ich immer ein Stück voraus war. Sobald ich glaubte, den Anschluss an den nächsthöheren Kurs erreicht zu haben, wechselte ich hinüber, ohne lange zu fragen. So schaffte ich es, dass ich mit der Grammatik in einem halben Jahr fertig wurde. Als ich mal wieder „gesprungen“ war, sah ich mich im Oberkurs und damit sozusagen Auge in Auge mit Herrn Neumann, dem Konrektor. Hier las man Livius - dabei fehlte mir noch die Syntax! Oft saß ich grübelnd über den langen Liviusperioden und versuchte einen Sinn herauszubekommen. Gelang es mir nicht von vorn, so versuchte ich es vom Schwanzende her. Damals nahm sich eine Mitschülerin meiner etwas an und half mir zuerst, wenn ich nicht aus noch ein wusste. Ich konnte ihr dafür in Mathematik und Physik beistehen. Bald kam ich auch allein zurecht und schaffte die Klassenarbeiten bei Herrn Neumann einigermaßen, so dass ich wenigstens nicht zu stark nach „unten hin“ auffiel. - Im übrigen war ich auf die lateinische Sprache geradezu versessen, ja, ich war völlig in ihrem Bann und stürzte mich jeden Tag von neuem mit Leidenschaft auf meine Aufgaben. In jener Zeit pilgerte ich manches Mal mit einem schmalen Büchlein in der Hand durch die Straßen Leipzigs. Unbekümmert um den mich umflutenden Verkehr schaute ich verstohlen ab und zu hinein. Es enthielt die Horazischen Oden, und ich memorierte eifrig, während ich der Taubstummenanstalt zustrebte. Dort erwartete mich bei

meiner Freundin, der Handarbeitslehrerin, immer ein lukullischer Genuss, wie Kartoffelpuffer, Pudding oder etwas Ähnliches. Meine Kollegen von der Anstalt hatten mich nicht im Stich gelassen und halfen mir in der knappen Nachkriegszeit durch Einladungen an ihren Familientisch oder Zuwendung von Brotmarken. Ich schuftete ja auch von früh bis spät und reichte nie mit meinen Marken aus. Zum Kochen hatte ich meist weder Zeit noch Lust. Unterdessen war es Spätherbst (1919) geworden.

Eines Tages verkündete Herr Neumann, dass kurz nach Weihnachten das Vorexamen in der Schusterschen Anstalt steigen sollte, zu dem alle diejenigen Schüler, die ein Jahr lang die Presse besucht hatten, zugelassen werden sollten. Nach bestandenem Vorexamen durfte man sich zum eigentlichen Abitur an einem Leipziger Realgymnasium melden. - Am Schluss jener denkwürdigen Lateinstunde, während welcher der Konrektor diese Bekanntmachung vom Stapel ließ, ging ich zu ihm und bat ihn, er möge mich am Vorexamen teilnehmen lassen. Brück wies er mich ab mit der Begründung, dass ich ja erst ein halbes Jahr in seiner Presse gewesen sei. Ich erwiderte, dass ich dank meiner selbstständigen Arbeit ebenso weit sei wie die anderen im Oberkurs und deshalb auf die gleiche Stufe mit ihnen gestellt werden müsste. Es entspann sich ein lebhafter Wortwechsel, in dessen Verlauf der kleine Mann mit den stechenden Augen sehr ausfällig wurde und laut schreiend auf mich eindrang. Da das Gespräch auf dem Korridor stattfand und ich die abwärts führende Treppe im Rücken hatte, wurde es mir sehr ungemütlich. Plötzlich wandte sich Herr Neumann zornentbrannt um, entfloh in sein Zimmer und knallte mir die Tür vor der Nase zu. In der nächsten Zeit behandelte er mich in seinen Stunden wie Luft. Im übrigen wurde von seiner Seite die Sache zunächst nicht mehr berührt.

In jenem Herbst stellte ich meine Möbel bei einem Spediteur unter und bezog ein möbliertes Zimmer in einer vornehmen, musikalischen Gegend - es war die Beethovenstraße. Das Haus stand direkt neben dem Gewandhaus, wo damals Nikisch seine berühmten Konzerte dirigierte<sup>12</sup>. Fräulein Sander, meine Wirtin war auch vornehm und musikalisch - eine ältere Klavierlehrerin! Ich genoss ihr Wohlwollen, weil der in Leipzig sehr bekannte und von ihr geschätzte Baurat (*Oscar*) Mothes mein Großonkel war. Angesichts dieser Tatsache verzieh sie mir auch, dass ich unmusikalisch war. Bei meinem Umzug hatten mir zwei meiner früheren Schüler, der Primus und das schwarze Schaf der Hörklasse, tapfer geholfen. Beide waren gewitzte Gassenjungen und voller lustiger Einfälle.

In jenem Sommer hatte ich meine früheren Hörraben öfters an der Pforte der Taubstummenanstalt zu kleinen Spaziergängen abgeholt. Ich pflegte dann eine Tüte mit Bonbons aus meiner Tasche zu ziehen. Solche „Verwöhnung“ war für diese Prügelknaben der Anstalt etwas Kostbares und sie vergalteten sie mir mit großer Anhänglichkeit.

Je näher Weihnachten rückte, umso besorgter wurde ich, des Vorexamens wegen. Die Inflation machte sich allmählich bemerkbar und es wurde mit jedem Monat schwerer, das sehr hohe Schulgeld für die Presse aufzubringen. Deshalb war ich entschlossen, um die Zulassung zum Oster-Abitur aufs äußerste zu kämpfen.

---

<sup>12</sup> Arthur Nikisch, Dirigent, geb. in Lébényi (bei Fertöd, Ungarn) am 12.10. 1855, gest. in Leipzig am 23.1. 1922, begann als Violinist in Wien, war 1889-93 Dirigent des Boston Symphony Orchestra, 1893-95 Operndirektor in Budapest, danach Gewandhauskapellmeister in Leipzig und Chefdirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters. Nikisch gilt als bedeutendster Konzertdirigent seiner Zeit und hervorragender Interpret besonders der Werke von A. Bruckner, P.I. Tschaikowsky, J. Brahms, R. Schumann und R. Wagner. (c) Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 2006.

Die Weihnachtsferien verbrachte ich bei Schmiedels in Dresden. Mein guter „Onkel Vormund“ machte sich in seinen freien Stunden zusammen mit mir an die lateinische Lektüre und wir übersetzten mit vereinten Kräften. Nebenbei suchte ich in meinem Gedächtnis nach einem Menschen, der mir in der Sache des Vorexamens raten oder helfen könnte. Da fiel mir der Visitor ein, den ich von der Taubstummenanstalt her kannte. Er war der wegen seiner Strenge gefürchtete Geheimrat R., von dem ich schon im Lehrerinnenseminar gehört hatte. Wider Erwarten hatte er mich bei der Visitation in Leipzig sehr höflich und freundlich behandelt. So beschloss ich denn, ins Kultusministerium zu gehen. Als ich schon auf der Elbbrücke war und das mächtige Gebäude, dem ich zustrebte, immer drohender vor mir emporwuchs, wurde es mir doch ängstlich zumute. Am Eingang gab ich mir einen gewaltigen Ruck und verlangte, kurz und gut, den Herrn Ministerialrat R. zu sprechen. Welche Begründung ich für mein Ansinnen angegeben habe, wieso man sich überhaupt herbeiließ mich anzuhören, das ist mir alles entfallen. Das Wunder geschah: Eine Tür öffnete sich - und ich sah mich vor dem Schreibtisch des mächtigen Mannes, der mich nach meinem Anliegen fragte. Ich berief mich auf die Visitation in der Taubstummenanstalt - er entsann sich wirklich noch meiner! - und so trug ich ihm meine Sache vor. Und siehe da, der gestrenge Geheimrat war verschwunden, ein Mensch saß vor mir und hörte sich mit leichtem Schmunzeln meine Ausführungen an. „Ins Vorexamen müssen Sie, das ist klar, - lassen Sie sich nicht abweisen, - ins Abitur auch. Erzählen Sie Keinem von Ihren Verwandten, wann Sie ins Examen gehen. Dann merkt es niemand, wenn Sie durchfallen. Ich habe es nämlich genauso gemacht“ - sprach's und entließ mich. Als ich draußen war, merkte ich, dass er mir für den Kampf mit Herrn Neumann eigentlich keine Waffe in die Hand gegeben hatte. Aber den Rücken hatte er mir gestärkt, das fühlte ich. Mein Mut war gewachsen, stolz ging ich heim.

Am ersten Schultag nach den Weihnachtsferien suchte ich Herrn Neumann in seinem Amtszimmer auf. Mein Auftreten mag wohl bedeutend sicherer gewesen sein als das letzte Mal. Ich wiederholte meine Bitte von damals und ließ wie beiläufig einfließen, ich sei im Ministerium gewesen, wo „man“ mir geraten habe, unbedingt ins Vorexamen zu gehen. War das nun wirklich das Zauberwort für den Konrektor gewesen? Jedenfalls wurde er höflich und - versprach mir meine Zulassung! Der Termin für das Vorexamen wurde festgelegt. Als mein Name auf der Zulassungsliste erschien, erhob sich noch einmal ein Sturm im Wasserglase. Die Herren, die Deutsch, Französisch, Englisch unterrichteten, und darunter befand sich auch der Rektor der Anstalt - erklärten, sie hätten die Schülerin Günther in ihren Kursen nie zu Gesicht bekommen und es sei eine Unverschämtheit von dieser Schülerin, sie so zu übergehen. Ich weiß nicht, ob Herr Neumann sich damals für mich eingesetzt hat, jedenfalls ließ man mich passieren.

Die schriftliche Prüfung begann. Die Schülerin Günther, die von den übergangenen Lehrern mit bösen Blicken beobachtet wurde, hatte nicht nur die Unverfrorenheit, die englische Übersetzung als Erste abzugeben, sondern auch noch die beste Arbeit zu liefern. Am französischen und deutschen Aufsatz war auch nichts auszusetzen, die Mienen der Prüfenden hellten sich sichtlich auf. Die Fächer aber, auf die es mir ankam, Latein und Mathematik, machten mir Sorge. Ich ging deshalb in den nächsten Tagen wieder zu Herrn Neumann, um mich zu erkundigen, wie die lateinische Arbeit ausgefallen sei. Der kleine Mann war wie ausgewechselt, behandelte mich mit einem gewissen Wohlwollen, sprach von einer „außergewöhnlichen Sprachbegabung“. Welch eine Wendung!

Ich begann nun auch für mein Abitur Hoffnung zu fassen. Die Kursteilnehmer schlossen sich in dieser Zeit enger zusammen als bisher. Die Lehrer gaben uns den allerletzten Schliff. Während wir aber mit Scheuklappen umherliefen und für nichts Interesse hatten als für unsere

Examenspaukerei, hatte sich der politische Himmel verfinstert. Eines Tages machte ich meine täglichen Einkäufe und schickte mich gerade an, die Lonnewitzer Straße zu überqueren. Da sah ich mich plötzlich einem langen, im Gleichschritt marschierenden Demonstrationzug gegenüber, der den Weg versperrte. Ich blieb am Straßenrand stehen. Männer und Frauen gingen schweigend mit ernsten Gesichtern an mir vorüber. Da, ein Gruß von einem der Männer zu mir her, ich schaute schärfer hin und erkannte unseren Mathematiklehrer Schön, von dem ich wusste, dass er der Sozialdemokratischen Partei angehörte. Ich war aufs tiefste bestürzt. Es wurde mir mit einem Male klar, dass große und sehr ernste Dinge im Gange waren in der Welt da draußen, vor der ich mich, von meinen kleinen Examenssorgen erfüllt, so geflissentlich abgeschlossen hatte. Am nächsten Tage erfuhr ich von unseren Klassenkameraden allerlei Beunruhigendes. Herr Schön war in der Schule, aber stiller und verschlossener als sonst. Viel später hörte ich von ihm selbst, dass an jenem Tage die Polizei auf die Demonstranten geschossen hatte. Nur durch einen blitzschnellen Sprung in einen Hausflur hinein hatten er und seine Frau, die neben ihm ging, sich vor den daherpfeifenden Kugeln retten können! Es war etwa Anfang März 1920, als es in Leipzig zu Straßenkämpfen kam. Die Arbeiterschaft hatte als Protest gegen den Putsch der Brigade Erhard einen Aufstand gemacht und das Volkshaus gestürmt. Die Reichswehr versuchte der Lage Herr zu werden, was aber nicht gleich gelang. Auf unserer Straße, nicht weit vom Augustusplatz, dem Zentrum der Stadt, flogen die Kugeln dicht an den Fenstern vorbei. Mit Gewehren bewaffnete Aufständische standen an den Straßenecken in Stellung *und* Deckung. Ihre durchdringenden Pfiffe gellten uns in den Ohren. Von unserer Haustür aus konnte ich sehen, wie ein Maschinengewehr mit dichten Garben die Fläche des Augustusplatzes bestrich. Menschen fielen um wie Puppen und standen nicht wieder auf. In einem Park in der Nähe fanden Barrikadenkämpfe statt. Soldaten und Aufständische zogen vorüber. Kanonendonner erschütterte die Häuser. Eines Tages wurde auch ein Maschinengewehr auf dem Dach des nebenanliegenden Gewandhauses aufgestellt, das fast den ganzen Tag bellte. - Die Haustüren blieben nun den Tag über geschlossen, um den Banden, die hier und da in Häuser eingedrungen waren und die Bewohner terrorisiert hatten, den Eintritt zu verwehren. Kaum gelang es mir, in den Abendstunden die nötigsten Lebensmittel in den benachbarten Läden einzukaufen - im Laufschrift, dicht an der Wand entlang.

Es war die Zeit zwischen dem schriftlichen und dem mündlichen Abitur. Ich hätte noch allerrhand lernen sollen, aber das Tackern des Maschinengewehrs ließ mir keine Ruhe zum Arbeiten. Wie lange war es schon her, dass ich nicht mehr in der „Presse“ gewesen war! Ich hatte den Kontakt mit meinen Kameraden verloren.

Der Tag der mündlichen Prüfung - es war der 20. März 1920 - brach an. Um acht Uhr sollten wir im Schillergymnasium in Gohlis sein. Es war ein gutes Stück Weg bis dahin. Am vorhergehenden Tag war bis in die Nacht hinein hart gekämpft worden. Als ich im Morgengrauen erwachte, war alles unwahrscheinlich still. Ich zog mich an und spähte aus dem Fenster. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. Was sollte ich tun? Ob die Prüfung überhaupt stattfinden würde? Während ich noch hin und her überlegte, klingelte es an der Haustür. Vorsichtig öffnete ich das Fenster und schaute hinunter. Da stand wahrhaftig eine Kurskameradin, Erna Ortmann. Ich stürmte die Treppe hinunter. Ganz außer Atem berichtete mir Erna, ein Waffenstillstand sei zwischen den kämpfenden Parteien geschlossen worden, die Straßen seien passierbar. Sie war den Weg von ihrer Wohnung bis zu *mir* mehr gelaufen als gegangen.

Wir beschlossen, die Kameradinnen, die auf der Strecke nach Gohlis wohnten, abzuholen. Die erste, die wir herausklingelten, war Elfi H., die Tochter des damaligen Reichsgerichtspräsi-

dentem<sup>13</sup>. Auf unser Läuten hin erschien am Fenster die ängstliche verstörte Mutter, die Elfi keinesfalls mitlassen wollte. Wir redeten ihr von unten her gut zu. Nach einigem Hin und Her kam das sonst so sorglich gehütete Töchterlein herunter. Wir nahmen es vorsorglich in unsere Mitte und marschierten tapfer los. Außer uns war niemand unterwegs. Straßenbahnen fuhren seit zwei Wochen nicht mehr. Die Stille war beunruhigend. Alle Fenster waren geschlossen. Unsere Schritte hallten gespenstisch in den leeren Straßen. Wir überquerten einen Platz. Offenbar war am Tage vorher hier gekämpft worden. Wir bemühten uns, die Blutlachen zu umgehen. Auf dem Gehsteig lagen Glasscherben von den zerschossenen Scheiben der Gaslaternen. Hier ein Drahtverhau, an dem wir seitwärts vorbeidrängten, da Bretter, Balken - Teile von Barrikaden. Wir überstiegen sie. Hier und da stießen noch ein paar verängstigte Mitschüler zu uns. Schließlich kamen wir am Schillergymnasium an. Die Lehrer waren vollständig erschienen. Alle Prüflinge hatten sich eingefunden. Es kam uns wie ein Wunder vor.

Die Prüfung begann. Einer der jungen Leute erlitt einen Nervenzusammenbruch. Er hatte am vergangenen Tage als Freiwilliger bei der Reichswehr mitgekämpft. Man brachte ihn nach Hause. Im Übrigen verlief alles programmgemäß. Gegen Mittag waren wir glücklich hindurch. Nach der Zeugnisverteilung unterhielten sich die Lehrer noch ein wenig ganz ungezwungen mit uns. Dabei kam zur Sprache, dass ich nach nur einjähriger Vorbereitung in Latein zum Abitur angetreten war. Der Lateinlehrer stutzte. „Ausgeschlossen!“ rief er, stürzte ins Nebenzimmer, zog meine Arbeit hervor, schaute hinein: „Wahrhaftig eine 2b!“ Kopfschüttelnd stand er in der Tür. Dann nickte er mir anerkennend zu.

Wir verabschiedeten uns von unseren Prüfern und machten uns auf den Heimweg. Nach einigen hundert Metern standen wir vor einem Drahtverhau. „Ausweise, bitte“, rief der wachhabende Posten. Lachend zogen wir unsere Zeugnisse aus der Mappe. Wir durften passieren. Die Freiheit tat sich vor uns auf, so meinten wir. Doch die Welt, wie sie da vor uns lag, war keine gute, geordnete Welt. Was scherte uns das damals!

An einem Maientage, himmelblau ringsrum, mit segelnden, gebauschten Wattewolken, fuhr ich nach Norden. - Äußerlich umgeben von meiner beweglichen Habe, die über, unter und neben mir in Koffern verstaut war, und innerlich geschwellt von Erwartungen, die mir, wenn ich sie rekonstruieren könnte, heute wohl sehr romantisch erscheinen würden.

In Schwerin stieg ich um. Und plötzlich waren, wie aus dem Boden gewachsen, meine Vettern und Basen aus dem Alt-Metelner Pfarrhaus um mich her<sup>14</sup>. Sie kamen aus der Schule und wollten heim. Mit Schwung ergriffen sie meine Gepäckstücke, verfrachteten sie und mich im Rostocker Zug, stiegen selbst mit ein und überfielen mich mit Fragen über Woher und Wohin. Schließlich verschwanden sie ebenso schnell, wie sie gekommen waren. Ihr Abschiedsruf „Besuch uns bald!“ klang mir noch eine Weile in den Ohren. Am Nachmittag traf ich in Rostock ein. Erna Ortmann (*eine Freundin*) erwartete mich am Bahnhof. Sie war es, die mir den Vorschlag gemacht hatte, mit ihr nach dem Norden zu gehen. Ich erzählte ihr „stolz“, dass ich schon ein Zimmer hätte. Professor Hilbert von der theologischen Fakultät, früher erster Pfarrer an der Annenkirche in Dresden, wo der „Onkel Vormund“ amtierte, hatte es mir vermittelt. Selbender gingen wir durchs Dörfchen, blauer Flieder schaute über alte Mauern, Studenten waren überall auf Budensuche. Ich schellte bescheiden an der Tür eines bürgerlichen Hauses. Frau von M., eine drahtige Offizierswitwe mit knappen Gesten und einer stählernen Höflichkeit zeigte mir mein Zimmer, das in seiner preußisch-spartanischen Einfachheit

---

<sup>13</sup> *Präsidenten des Reichsgerichts in Leipzig waren: Von 1905 bis 1919 Freiherr D.A.H. Rudolf von Seckendorff; 1920 bis 1922 Heinrich Delbrück; 1922 bis 1929 Dr. h.c. Walter Simons.*

<sup>14</sup> *1906/9 Alt Meteln, zwischen Schwerin und Wismar. Um diese Zeit war dort ein Johannes Grohmann Pfarrer.*  
- Seite 22 von 47 aus den Memoiren von Katharina Krusche geborene Günther -

eine gewisse Kühle ausstrahlte. Erna verließ mich bald, um sich noch vor Abend eine Bleibe zu suchen. Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen um unsere Immatrikulation gemeinsam zu tätigen.

Als sie gegen 10 Uhr früh in mein Zimmer stürmte, verkündete sie mit sieghaftem Lächeln: „Ich habe eine Wohnung für uns beide! Das hier ist doch nichts für Dich!“ Sie zog mich mit sich. Alle Einwände, die ich machte, zergingen wie Butter vor der ach so freundlichen und überwältigenden Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit hieß: Gehlsdorf, eine Gartenvorstadt jenseits des Flusses Warnow<sup>15</sup>, ein Häuschen im Grünen, eine freundliche Frau und das Kind Röschen mit dem Apfelgesicht. Frau Bühring (*Dühring?*) hatte ein geräumiges, helles Wohnzimmer für uns beide, gleich nebenan lag ein gemütliches Kämmerchen, in dem ein Bett stand. Eine Tür führte ins Freie. Das sollte mir gehören. Ernas Zimmer lag auf der anderen Seite des Hauses.

Alle meine diplomatischen Fähigkeiten musste ich nun aufbieten, um mit Anstand von Frau von M. loszukommen. Sie war nicht kleinlich - es gelang! Und Gehlsdorf war unser, für ein ganzes, glückliches Sommersemester!

Erna hatte sich für Medizin entschieden. Ich war, wie ich es mir vorgenommen hatte, bei „germ. et hist.“ geblieben. Französisch kam als drittes Fach dazu. Außerdem hatte ich mich in einer Privatschule für eine Anzahl Wochenstunden verpflichtet. Mit meinen Finanzen sah es nicht gut aus. Die Geldentwertung machte beängstigende Fortschritte. - Jeden Morgen fuhren wir nun auf der Fähre von Gehlsdorf zur Stadt hinüber. Wir saßen zwischen riesigen Blumenkörben. Dicke Kissen blauer Vergissmeinnicht leuchteten neben rotflammenden Tulpen. Zitronengelbe und dunkelsamtene Stiefmütterchen wandten ihre bürgerlich-freundlichen Gesichter der Sonne zu. Die Farbenpracht um uns her, die frische Morgenluft über dem Wasser, die immer näherrückenden Türme der Stadt - all das beschwingte uns und machte uns aufnahmebereit für das, was uns die kleinste Universität Deutschlands zu bieten hatte. Ach, das war, wissenschaftlich betrachtet, zunächst nicht allzu viel. und es gab Vorlesungen, in denen ich dem studentischen Vorfahr recht gab, der in die altersgraue Bank vor mir die Worte eingeschnitten hatte: „Ave Caesar, dormituri te salutant!“<sup>16</sup>

Was mir aber in meinem persönlichen Leben entgegenkam im Rahmen dieser altväterlichen Stadt mit Wallgraben, Backsteingotik und einer herb nach Wasser und Teer schmeckenden Luft - das war etwas Unwiederbringliches und Kostbares, mehr wert als alle Geistesschätze.

Anfangs schlugen wir uns schlecht und recht durch und schauten nicht rechts noch links. - Arme, fleißige Studentinnen im ersten Semester! Eines Tages berichtete mir Erna beim Mittagessen, sie habe einen Stern am Himmel der Universität entdeckt, wenn auch nicht zur medizinischen Fakultät gehörig, so doch immerhin beachtlich - Professor Althaus, den systematischen Theologen. Sie käme eben aus seiner Vorlesung über Dogmatik und beabsichtige, sie auch weiterhin zu hören. Mich bewegte diese Nachricht nicht sonderlich. Erst als Erna mich in eine Bibelstunde mitnahm, die Professor Althaus für Studenten hielt, wurde ich aufmerksam. Damals kamen wir zum ersten Mal mit Theologen aus der CSV zusammen, der wir uns bald darauf anschlossen.

---

<sup>15</sup> Nördlich des Zentrums von Rostock.

<sup>16</sup> Im 21. Kapitel seiner Biografie des Kaisers Claudius schreibt der römische Schriftsteller Sueton (um 70 bis um 140 nach Christi Geburt), dass der Kaiser zur Volksbelustigung auf einem See eine Seeschlacht von Gladiatoren ausfechten ließ. Die Kämpfer begrüßten ihn vor Beginn des Schauspiels mit den Worten Ave, imperator, morituri te salutant! (Heil dir, Kaiser, die Todgeweihten grüßen dich!).

In den nächsten Tagen hielt Erna mich auf dem Laufenden über das, was sie bei Althaus hörte. Dazwischen fiel auch einmal der Name Krusche. Das sei ihr Banknachbar von der Dogmatikvorlesung, wurde mir bedeutet. Kurz darauf entschloss sich Erna, von der Medizin zur Theologie hinüberzuwechseln. Mit größter Energie stürzte sie sich in die neue Arbeit. Die Mitschriften aus den Vorlesungen von Althaus - Dogmatik - sollten nachgetragen werden. „Herr Krusche“, so hieß es, „stellt mir sein Heft zur Verfügung“. Aber groß war die Enttäuschung, als Erna das dicke Kollegheft durchblätterte: Die zügige, gleichmäßige Schrift des Kommilitonen war fast unleserlich. Was tun? „Herr Krusche wird mir seine Nachschriften vorlesen. Heute Nachmittag kommt er von Rostock herüber.“ An diesem Nachmittag machte ich einen langen Spaziergang. Als ich heimkam, war Herr Krusche über alle Berge. -

Dass Erna so oft von ihm sprach, reizte mich zu immer neuen Neckereien. Durch meine Fragen hatte ich ein paar persönliche Dinge über ihn herausbekommen. „Also, Waldemar heißt er“, begann ich scheinheilig, „ein stilvoller Name, - aus Polen stammt er - schrecklicher Gedanke! Bratkartoffeln isst er gerne - und ein Mittagsschläfchen hält er auch!“ Wenn ich so weit gekommen war, folgte jedes Mal eine Lachsalve meinerseits, die Erna etwas verdross.

Mein Unterricht an der Privatschule vertrug sich schlecht mit meinen Vorlesungen. Ich setzte mich ab und fühlte mich einsam, dazu bedrückte mich die chronische Leere in meinem Geldbeutel. Es war eine Zeit, in der ich mit mir und der Zeit nicht ins Reine kommen konnte.

An einem heißen Julitag kam ich mittags sehr niedergeschlagen in Gehlsdorf an. Als ich die Fähre verließ, lief mir Erna in die Arme, die nach Rostock wollte. „Ich fahre nach Warnemünde“, sagte sie, „kommst Du mit?“ - „Mir ist heute alles gleich“.

Ich machte kehrt und bestieg zum zweiten Mal die Fähre. Wir saßen im abfahrtbereiten Warnemünder Zug. In der allerletzten Minute öffnete sich die Tür zu unserem Abteil mit lautem Knall und herein sprangen zwei sehr vergnügte Studenten, Herr Krusche und sein Freund Fellmann. Ganz fremd war mir dieser Krusche schon nicht mehr. Erna hatte ihn mir einmal auf der Straße flüchtig vorgestellt, - wir hatten nur wenige Worte gewechselt. In diesem Augenblick kam er mir fast wie ein alter Bekannter vor. Er setzte sich mir gegenüber, als sei das das Selbstverständlichste von der Welt, und verspann mich sofort in ein intensives Gespräch, in dem er mich festhielt und das mich ganz in Anspruch nahm. Meine Niedergeschlagenheit war wie weggeweht, die Umwelt für uns beide versunken. - Und dann der ganze, lange Nachmittag am Meer!

Genau eine Woche darauf - wieder in Warnemünde. Ich hatte mein bestes Fähnchen an, ein weißes Stickereikleid, das noch von daheim stammte. Wieder wir zwei nebeneinander am Strand. Später liefen wir Hand in Hand auf den Bühnen hinaus ins Meer und saßen lange Zeit draußen, bis die Sonne schon tief über dem Wasser stand. Beim Aufbruch der Anderen balancierten wir unter allgemeinem Hallo zum Strand zurück. Glattgewalzt von der leichten Dünnung lag der Sand fest und kühl unter unseren bloßen Füßen. Wo waren die Zeichen, nur uns beiden verständlich, die wir vor wenigen Stunden mit unseren Fingern hier eingegraben hatten? Beide dachten wir das Gleiche. Wir nickten uns zu: „Nun brauchen wir sie nicht mehr“ - und waren schon bei den Anderen. Mein Kleid hatte von den mit Algen bedeckten Pfählen grüne Flecken bekommen. „Zartfühlend“ nahmen die Mädchen mich in ihre Mitte, um meine Rückseite vor den Blicken der Badegäste zu verbergen. - Als ich am Abend mit Erna in unserem Gehlsdorfer Zimmer saß, teilte ich ihr mit, dass ich mich soeben verlobt hatte. Das war am 15. Juli 1920.

## Thierbach<sup>17</sup>

Januar 1922. - Ein trüber winterlicher Nachmittag. Auf einem Bahnsteig des Leipziger Hauptbahnhofes vollzieht sich ein Abschied, der einen bitteren Beigeschmack hat. Der Student der Theologie, Waldemar Krusche, steht vor dem Fenster des Abteils und spricht seiner Braut, die bis dato Studentin der Philologie war, Mut zu. Nun winkt er, den Hut in der Hand, mit lachenden Augen unter dem dichten schwarzen Negerhaar dem Zuge nach, der besagte Studentin mitten aus der akademischen Freizügigkeit heraus in eine rundum abgesteckte bürgerliche Welt entführt. Hauslehrerin! Hatte ich dazu mein Abitur gemacht, mein Studium erzwungen, um nun auf dem Lande in abhängiger Stellung mein Brot zu verdienen? Ja, es war sinnlos, weiter zu lavieren. Meine Einkünfte aus dem ererbten Vermögen wurden mit der fortschreitenden Entwertung der Mark immer kleiner. Ich konnte das Studium nicht zu Ende führen und musste froh sein, dass ich im vergangenen Herbst mein 2. Lehrerinnenexamen gemacht und dadurch meine Ausbildung als Volksschullehrerin abgeschlossen hatte. - Aber da war noch das andere: Waldemar begann mit den Examensvorbereitungen. Er musste seinen Kopf freihalten und wollte nicht abgelenkt werden. Meine Anwesenheit war zu dieser Zeit in Leipzig nicht erwünscht.

Draußen Schnee unter dem stumpfen, grauen Himmel, Braunkohlewerke, qualmende Schlotte, Ruß - nun wieder Felder: Borna.

Vor dem Bahnhofsgebäude ein geschlossener Wagen! Der Kutscher, in Livree mit der Peitsche in der Hand, verfügbar auf dem Bock. Ein blondes Mädchel streckt mir die Hand entgegen: „Ich bin Fräulein von Auenmüller,“ verkündet sie und bemüht sich, hochmütig reserviert dreinzuschauen. Ich muss lachen. Also denn: Szenenwechsel! Der Vorhang geht auf. Ort der Handlung: Schloss Thierbach. Mein Einzug dort verlief nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit. Der Kutscher Friedrich trieb seine mageren Gäule zu einem dürftigen Endspurt an, als wir in die kreisförmige Einfahrt einbogen. Mit vorschriftsmäßigem Ruck hielt er vor dem Portal des weißen, im Jugendstil erbauten Schlosses, das sich vor der dunklen Kulisse des Parks fast zierlich ausnahm. Elli und ich krabbelten aus der Kutsche. Ein alter Diener in blau-weiß gestreifter Jacke öffnete die Tür, ergriff meinen Koffer und entschwand nach oben. Frau v. P. begrüßte mich in der Halle und begleitete mich in mein Zimmer im ersten Stock, das mich mit seinen altväterischen Möbeln und dem weißen Kachelofen heimatisch anmutete. Nachdem ich mich etwas zurechtgemacht hatte, holte mich Elli zum Tee, der im kleinen Esszimmer im Erdgeschoss serviert wurde. Dort fand ich die ganze Familie mit Ausnahme des Sohnes Conrad, der in einem Herrnhuter Internat in der Lausitz untergebracht war. Der ältliche Gutsherr musterte mich kritisch durch seinen, an einer schwarzen Schnur befestigten Zwicker, die 12-jährige Sophie, meine eigentliche Schülerin, knickste widerwillig und beobachtete mich misstrauisch aus dem Hintergrund. Nur die Hausfrau, eine gutgewachsene Vierzigerin mit freundlichen, klugen Augen, und die 15-jährige Elli strahlten Wärme aus. Am nächsten Morgen begann mein Arbeitstag. Vormittags Unterricht mit Sophie, nach dem Mittagessen Holz sammeln im Park, an dem sich alle außer dem alten Herren beteiligten (es war die Zeit der Kohlenknappheit!), anschließend Schularbeiten beaufsichtigen, nach dem Tee Shakespeare-Lektüre mit Elli - und am Abend las die Hauslehrerin den handarbeitenden Damen englische Romane vor! Viel Zeit zur Vorbereitung oder gar für mich selbst blieb mir nicht. Ein Lichtblick im Thierbacher Alltag war die Shakespeare-Lektüre für Elli und mich. Der Altersunterschied zwischen uns beiden betrug nur sieben Jahre, und wir hatten bald Freundschaft geschlossen. Wenn wir uns am Nachmittag in ein stilles Zimmer zurückzogen, um einem der großen Königsdramen zu Leibe zu rücken, fanden wir Spaß daran, die kräftigen Schimpfwör-

---

<sup>17</sup> Thierbach bei Borna bei Leipzig, heute zu 04567 Kitzscher.

ter aus königlichem oder bürgerlichem Munde uns gegenseitig an den Kopf zu schmettern. Danach wälzten wir das Wörterbuch, um uns an den altväterischen Verdeutschungen zu ergötzen. Festtage waren für uns die „Kränzchentage“. Einmal im Monat trafen sich die erwachsenen Töchter der Gutsbesitzer in der Umgebung reihum zu einem literarischen Nachmittag. Es wurden Dramen älteren und neueren Datums mit verteilten Rollen gelesen. Kleist, Hebbel und Hauptmann mögen darunter gewesen sein. Unsere beste Kraft war zweifellos Elli. Die Leitung fiel mir zu.

Die Fahrten im Fond des Thierbacher Landauers waren ein Genuss für mich. - Bald merkte ich, dass der Adel der damaligen Zeit, zwischen den zwei Kriegen, seine gute literarische Bildung noch nicht eingeübt hatte. Die deutschen Klassiker waren ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Es gab kein Zitat, das sie nicht einordnen konnten. „Don Carlos“ und „Faust I“ konnte man von A-Z auswendig. Umso krasser empfand ich die Enge ihres Standesbewusstseins. Nicht, dass sie auf mich als Bürgerliche herabgesehen hätten - im Gegenteil, ich durfte an den großen „Gesellschaften“ teilnehmen und habe mich selten so gut über Kunst und Literatur unterhalten wie mit den Gräfinnen und Freifrauen. Aber es war doch ein unsichtbarer Zaun zwischen ihnen und der übrigen Welt aufgerichtet. „Das ist doch nicht standesgemäß“, - „Aber der hat ja keine noblen Passionen“ - solche Äußerungen hörte man oft. Die politische Partei des Adels waren die „Deutschnationalen“. In den Inseraten der Gutsbesitzer wurden Hauslehrerinnen „mit deutschnationaler Gesinnung“ gesucht. - Welches Entsetzen spiegelte sich auf dem Gesicht des alten Herrn, als er von meiner Verwandtschaft mit dem Rechtsanwalt (*Dr. Rudolf*) Mothes hörte, der Verteidiger im Leipziger Kommunistenprozess gewesen war!<sup>18</sup> Das konnte er mir nie vergessen. Kurz vor meinem Weggang aus Thierbach konnte ich Elli noch einen Dienst erweisen. Sie besaß ein Puppentheater mit einer Bühne von etwa 1200 Quadratcentimetern. Darauf inszenierte sie „Iphigenie“, die „Zauberflöte“ oder „Wilhelm Tell“. Sie hatte winzige Püppchen aus Pappe, denen sie Kostüme aus Krepp- und Seidenpapier zuschnitt und aufklebte. Es war erstaunlich, dass diese Kostüme stilecht waren. Ich machte die Eltern auf dieses seltene Talent aufmerksam und erlaubte mir den bescheidenen Rat, es ausbilden zu lassen, um ihr zu einem Beruf zu verhelfen, der ihrer Begabung entsprechen würde. Bei dem Wort Kostümzeichnerin schrie Papa von Auenmüller entsetzt auf: „Aber das ist doch nicht standesgemäß!“ Schließlich gelang es mir wenigstens durchzusetzen, dass Elli Zeichenunterricht in der Stadt bekam. Sie ist später doch noch Kostümzeichnerin geworden und bekam eine Stelle am Dresdener Schauspielhaus, die nicht nur gut bezahlt wurde, sondern Elli auch viele Anregungen brachte durch den Umgang mit Schriftstellern und Schauspielern von Rang und Namen.

### Öltzschau<sup>19</sup>

Sommer 1922 - Mit dem Eintritt Sophies in das Altenburger Stift (ein Lyzeum für adlige Mädchen) war meine Tätigkeit in Thierbach Ende Juli 1922 abgeschlossen. Ehe ich es verließ, wurde ich von der Frau des Gutspächters in Öltzschau für ihre beiden Töchter (13 und 8 Jahre alt) als Hauslehrerin „engagiert“. Im September trat ich dort an. Öltzschau liegt etwa 6 km von Thierbach entfernt. Herr Gontard war ein tüchtiger Landwirt und stand sich - trotz der damaligen labilen wirtschaftlichen Lage - als Pächter bedeutend besser als Herr von Auenmüller, der sein schönes Gut nicht selbst bewirtschaften konnte und von seinem Pächter ab-

---

<sup>18</sup> Eine Bestätigung für diese Behauptung konnte ich weder in den fünfbandigen Lebenserinnerungen von Rudolf Mothes, noch im Internet finden. Ich las aber, dass im Leipziger Kommunistenprozess die geschickte Verteidigung des kommunistischen Funktionärs Georgi Dimitroff zu einer Schlappe für das System wurde. An anderer Stelle: 1935: Im (Leipzig-) Lindenauer Kommunistenprozess wurden u. a. die Genossen Medam und Zimmermann aus der Lionstraße 12 wegen Aufrechterhaltung verbotener Parteien und illegalem Literaturvertrieb angeklagt.

<sup>19</sup> Nicht Öltzschau, sondern Oelzschau bei Espenhain, heute zu 04579 Espenhain.

hängig war. Herr Gontard stammte aus einer französischen Emigrantenfamilie, die in Frankfurt am Main ansässig gewesen war. Er war ein Nachfahre von Suzette Gontard, dem Urbild von Hölderlins Diotima. Die Familie Gontard ist im Besitz des Goetheschen Puppenhauses, von dem in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt wird. Im Laufe eines abendlichen Gesprächs am Familientisch machte ich die Entdeckung, dass ich über die Familie Mothes-Dürr mit Gontards verwandt bin. Das Leben in Öltzschau stand auf einer breiteren Basis als das in Thierbach. Da war der große Gutshaushalt mit fünf Kindern, den Dienstboten und Angestellten (auch der Inspektor und die Gärtnerin aßen mit am Familientisch), dem geräumigen Hof samt den Ställen und allem Getier. In diesem geordneten Betrieb hatte jeder Einzelne seinen Platz und seine Aufgabe, aber auch je nach seiner Stellung etwas Freiheit für sein privates Leben. Durch die Erfahrungen, in Thierbach gemacht, ließ ich mich - abgesehen von der Beaufsichtigung der Schularbeiten - auf eine Beanspruchung außerhalb des Unterrichtes nicht ein. So war ich am frühen Nachmittag und abends frei. Ich machte weite Spaziergänge, las viel und fuhr regelmäßig alle vier Wochen übers Wochenende nach Leipzig zu Waldemar. Das waren die Höhepunkte meines damaligen Lebens! Mein Gehalt konnte mit dem Tempo der Inflation auch hier nicht Schritt halten. Aber während ich in Thierbach um jede Gehaltserhöhung einen Kampf ausfechten musste (und das war alle drei Monate nötig), war man hier großzügiger und passte die Gehälter der Dienstboten und Angestellten laufend dem jeweiligen Geldwert an. Es war ein Wettlauf mit dem Staatsbankrott, dem sich damals kein Arbeitgeber entziehen konnte. Waldemar hatte in Leipzig nach wie vor ein Stipendium und hatte merkwürdigerweise immer genügend Geld - ebenso wie (Waldemars Schwester) Irene, die seit dem Herbst 1921 auch in Leipzig studierte.

Im Februar 1923 machte Waldemar sein theologisches Staatsexamen. Er beschloss, anschließend seinen Lizentiaten zu bauen. Gerne hätte er eine Arbeit über die Mariawiten geschrieben - ein Thema, an dem auch die theologische Fakultät in Leipzig Interesse gehabt hätte. Die Mariawiten waren ein polnischer katholischer Reformationsorden, „Orden der immerwährenden Hilfe der Mutter Gottes“ genannt, der u.a. die Priesterehe eingeführt hatte. Da der Gründer, ein Graf Potocki, Waldemar persönlich bekannt war, wäre das ohne Zweifel eine interessante und ergiebige Arbeit geworden. Aber aus irgendeinem Grunde - wahrscheinlich technischer Art - zerschlug sich dieser Plan, und Waldemar entschloss sich, über Hamann, den „Magus des Nordens“, zu promovieren<sup>20</sup>.

Sommer 1923. - Wieder war es Sommer geworden. Der Tag unserer Verlobung jährte sich das dritte Mal. Nach Waldemars Abschlussprüfung im Frühjahr 1923 hatte mein Schwiegervater seine Erlaubnis zur Veröffentlichung unsrer Verlobung gegeben! Fast drei Jahre hatten wir darauf gewartet, endlich unsere Ringe tragen zu dürfen und in aller Öffentlichkeit als Brautpaar aufzutreten. Diese Zeremonie war in Wirklichkeit eine Farce, denn alle unsere Verwandten und Bekannten wussten ja längst, dass wir zusammengehörten. Als sie nun plötzlich nach so langer Zeit eine Anzeige bekamen, mögen die meisten mitleidig gelächelt haben. Unsere beste Freundin aus Rostock, die die ganze Angelegenheit von Anfang an miterlebt hatte, reagierte richtig: Sie schrieb uns eine Karte, auf der weiter nichts stand, als: „Na endlich!“ - Und all das nur deshalb, weil es so Sitte war: „Ein Student verlobt sich nicht vor dem Staatsexamen!“

In jenem Sommer war Waldemar wie jedes Jahr für zwei Monate nach Polen gefahren. Seine Vorarbeiten für den Lizentiaten waren schon ziemlich weit gediehen. Bis zum nächsten Sommer hoffte er fertig zu sein. Da trat eine unerwartete Wendung ein. - Es war Mitte Sep-

---

<sup>20</sup> Ein Lizentiat ist (u. a.) ein ehemaliger, der Doktorwürde entsprechender akademischer Grad an (theologischen) Fakultäten bzw. ein Inhaber des Lizentiats (Abkürzung Lic.).

tember. Die Öltzschauer Wälder leuchteten gelb und rot in der Sonne. Wie immer machte ich mich nach dem Mittagessen zu einem Spaziergang auf. Ich ging die Dorfstraße entlang dem Walde zu. In einem der letzten Häuser öffnete sich ein Fenster. Die alte Lehnerten steckte ihren Wuschelkopf heraus und winkte mich heran. „Freilein“, sagte sie leise, „bassense uff, im Walde treibt sich Gesindel rum! Heite frih beim Pilzesuchen stand doch uff eemal so ä zerlumpter Kerle vor mir. Ich hab mich gefärecht un bin heeme!“ Das Fenster klirrte. Weg war die Alte. - Ich beschloss, diesmal über die Felder zu gehen. Es war allerhand geschehen damals. Eine Diebesbande hatte in den letzten Wochen die umliegenden Güter heimgesucht. Sie hatte es auf Tafelsilber abgesehen. In Öltzschau bei Gontards waren sie zuerst gewesen. Eines Morgens fand das Hausmädchen, das die Zimmer im Erdgeschoss aufräumen wollte, die Silberschränke im Esszimmer offen, ebenso den Gewehrschrank im Herrenzimmer. Auf dem Küchenschrank lagen, fein säuberlich aufgereiht, die versilberten Messer und Gabeln. Alle Gegenstände aus massivem Silber waren weg: Teekannen, die Becher der Kinder, Bestecke usw. Außerdem fehlten drei gute Jagdgewehre und zwei neue Fahrräder. Alle Nachforschungen der Landpolizei blieben erfolglos. Eine Woche später kam das nächste Gut dran. So ging es eine Zeitlang weiter. - In Thierbach hatte der alte Diener seine Kammer im Erdgeschoss gegenüber dem Speisesaal, wo das Familiensilber in mehreren niedrigen Schränken untergebracht war. Jeden Mittwoch putzte der Alte Stück für Stück mit Liebe und Ausdauer. Ich hatte ihm oft dabei zugesehen. In jener unruhigen Zeit erwachte er eines Nachts von einem verdächtigen Geräusch im Korridor. Er war von Natur ängstlich, raffte sich aber im Augenblick der Gefahr zusammen, - öffnete leise seine Tür, sprang die wenigen Schritte zum Speisesaal hinüber, wo neben der Tür der Gong hing. Während er mit dem Klöppel wie wild auf ihn einschlug, pfiff eine Kugel an seinem Kopf vorbei und schlug in die Wand. Dann wurde es still. Als Herr und Frau von Auenmüller die Treppe herunterkamen, waren die Diebe über alle Berge. Damals hatten die Gutsbesitzer eine Abteilung Reichswehr in Leipzig angefordert, die des Nachts in den Dörfern Posten beziehen sollte. Trotz allem wurden die Banditen nicht gefasst. Wohl aber fand ich eines Tages im Walde, mit Erde lose zugedeckt, eine ganze Anzahl elfenbeiner Griffen, wie ich sie von den silbernen Teekannen her kannte. Die Diebe mochten sie wohl abmontiert haben, ehe sie das Silber eingestampft den Hehlern weitergegeben hatten. - All das ging mir durch den Kopf, als ich über die Felder wanderte.

Ich betrat mein Zimmer im ersten Stock des Öltzschauer Gutshauses. Da lag auf der glänzenden Platte des Empireschreibtisches ein Brief aus Polen. Erwartungsvoll riss ich ihn auf. „Gestern war ich in Piontkowisko“, las ich. „Am Nachmittag ging ich mit Onkel Oskar spazieren. Auf der Weide hinter dem Gemüsegarten sahen wir uns die Kühe an. Wir sprachen über meine, d.h. unsere Zukunft. Das Ergebnis dieses Gesprächs: Wir heiraten sobald als möglich! Der Bischof hat mir, als ich in Warschau war, nahegelegt, möglichst schnell in Leipzig Schluss zu machen und nach Polen zu kommen. Der Pfarrermangel ist hier sehr groß. - Bitte bereite alles für die standesamtliche Trauung vor, damit wir Mitte Oktober heiraten können. Anfang November soll in Lodz die Ordination stattfinden.“ So kurz - so gut! Einige Augenblicke war ich starr. Darauf erfasste mich ein wahrer Freudentaumel. Endlich Schluss mit der Warterei! Schluss mit dem Gouvernantendasein! - Ich setzte mich zum Schreiben zu recht. Mit fahrigem Griffen holte ich Briefpapier, Federhalter und Tintenfass heran. Das Tintenfass widersetzte sich meinem Tempo. es bockte, kippte um und ergoss seinen schwarzen Inhalt auf den kleinen bunten Teppich zu meinen Füßen. Schnell lief ich zu dem Ausguss auf dem Korridor, wo ich unter dem Wasserhahn die Tinte aus dem Teppich herauspülte. Darüber verging geraume Zeit - meine Aufregung verrauchte. Und ich begann, in aller Ruhe Pläne für die nächsten Stunden und Tage zu machen. Noch am selben Abend teilte ich Frau Gontard die Sachlage mit und kündigte für den 1. Oktober (1923).

Am nächsten Tag nach Feierabend ging ich zum Dorfschulzen, um das Aufgebot zu bestellen. Ein alter, weißhaariger Bauer mit klugen, klaren Augen begrüßte mich. Als ich ihm meine Sache vortrug, war er ehrlich erschrocken. Der Bräutigam ein Ausländer! So etwas war ihm in seiner langen Amtszeit noch nicht begegnet. Er kratzte sich verlegen den Kopf und holte das BGB hervor, in dem er eifrig blätterte. Allmählich kam Licht in diese dunkle Angelegenheit. Zum Glück hatte Waldemar seine Dokumente mitgeschickt. So konnte bald darauf das Aufgebot aufgesetzt und „ausgehängt“ werden. Noch einmal musste ich beim Schulzen erscheinen. Die „Rede an das Brautpaar“, die er nach dem Aufgebot halten musste, nahm ich notgedrungen allein entgegen. Ein feierlicher Augenblick! Am kommenden Sonntag wurden wir in der Kirche aufgeboden - obwohl es nicht Sitte war, dass die Brautleute sich an diesem Tag in der Kirche zeigten, ging ich zum Gottesdienst und hörte mir voller Stolz an, wie wir nach der Predigt „von der Kanzel fielen“.

Im Leipziger Rathaus sollte unsere standesamtliche Trauung stattfinden. Ein paar Mal musste ich damals dort aufkreuzen. Allmählich kannten die Beamten unseren „Fall“ und begrüßten mich mit der stereotypen Frage: „Ist der Herr Bräutigam schon da?“ Immer wieder musste ich verneinen. „Aber der kommt ja gar nicht“, hieß es dann, „der bleibt schön in Polen und lässt Sie sitzen.“

Am 30. 9. 1923 verließ ich Öltzschau und zog nach Gautzsch zu meinen Verwandten.

Schließlich erschien der vielberufene Bräutigam doch. Ich hatte unterdessen Waldemars Bücher verpackt und meine eigenen Sachen gerichtet.

An einem kühlen Oktobertag - es war der 12. (1923) - stieg ich, feierlich angetan mit einem hochgeschlossenen, schwarzem Kleid in eine Leipziger Straßenbahn, die Richtung Stadtmitte fuhr. Ich kam vom Zollamt, wo ich wieder einmal über den Transport unserer Möbel nach Polen verhandelt und allerlei Formulare ausgefüllt hatte. Nun endlich schien die Sache in Fluss zu kommen! Ich hatte es eilig, drängelte mich bis in die Mitte des Wagens durch und sank erschöpft auf den einzigen freien Sitzplatz. Ein Blick auf die Uhr. Nun, es war höchste Zeit. Als ich aufblickte, sah ich in das lachende Gesicht von Waldemar, der mir gegenüber saß. Auch er hatte allerhand hinter sich. Vor dem Rathaus stiegen wir aus. Es war kurz vor elf Uhr. Gemeinsam betraten wir den Warteraum vor dem standesamtlichen Trauungszimmer. Dort standen in Gehrock und Zylinderhut unsere beiden Trauzeugen, die bei unserem Erscheinen erleichtert aufatmeten. Langsam öffnete der Standesbeamte die Tür. Von seiner Rede nahmen wir kaum etwas auf. Wir waren glücklich und vergnügt wie Kinder unterm Weihnachtsbaum und konnten uns beim besten Willen nicht zu einer ernsten Miene zwingen. Was unsere beiden treuen Trauzeugen gedacht haben, weiß ich nicht. Es waren Herr von Harling, der Direktor der Leipziger Judenmission, in dessen Haus Waldemar oft aus- und eingegangen war<sup>21</sup>.

---

<sup>21</sup> *Otto von Harling. Es gibt eine Otto-von-Harling-Stiftung, die ein Stipendium vergibt: Für Studien am Institutum Judaicum Delitzschianum und Forschungsprojekte, die sich mit dem Verhältnis von Christen und Juden befassen, steht jährlich ein Stipendium zur Deckung der Lebenskosten zur Verfügung. Die Dauer umfasst ein Semester, aber kann unter Umständen verlängert werden: Institutum Judaicum Delitzschianum, Wilmergasse 1, D-48143 Münster. Der Namensgeber der Stiftung, Dr. Otto von Harling (1866-1953), war selbst von 1903 bis 1935 Leiter des Institutum Judaicum Delitzschianum in Leipzig. Erstaunlich ist für mich, wie nahtlos offenbar der Übergang von der Judenmission zur christlich-jüdischen Zusammenarbeit bewältigt wurde, siehe z.B. [http://de.wikipedia.org/wiki/Judenmission\\_oder](http://de.wikipedia.org/wiki/Judenmission_oder) [http://www.zdk.de/data/erklarungen/pdf/Nein\\_zur\\_Judenmission\\_2009\\_03\\_09\\_\(Broschuere\)\\_1238657494.pdf](http://www.zdk.de/data/erklarungen/pdf/Nein_zur_Judenmission_2009_03_09_(Broschuere)_1238657494.pdf). (Übrigens gab es lange vorher eine andere Stiftung, die ebenfalls diesen Namen trug: 1502 kam es zu einer Kirchenstiftung durch die Brüder Carsten und Otto von Harling und die Everser Witwe Gesche Vlothwedel.)*

In den nächsten Tagen besorgte ich mir meinen Pass zur Einreise nach Polen. Wir trafen die letzten Vorbereitungen für unsere Hochzeitsfeier, die bei Tante Hannchen stattfinden sollte<sup>22</sup>. Das Brautpaar kaufte eine Flasche Rotwein und zwei Pfund Rindfleisch für einen Sauerbraten. Ich buk einen großen Napfkuchen bei Waldemars Wirtin. Alles andere wollte Tante Hannchen spendieren. Da die Hochzeitsgesellschaft nur aus fünf Personen bestehen würde, so hofften wir, den Geldbeutel der guten Tante nicht allzu sehr zu strapazieren. - Das Brautkleid lag bereit, - es war sehr bescheiden, denn mit Stoffen war es in der Inflationszeit schlecht bestellt. Nur der Schleier fehlte noch. Wir hofften, einen aufzutreiben zu können, ohne ihn - wie es damals oft geschah - bei Freunden ausborgen zu müssen. Zwei Tage vor der Hochzeit bekam ich ein Päckchen aus Dresden. Ein großer, duftiger Brautschleier war darin. Als ich ihn vorsichtig ausbreitete, fiel eine Karte heraus. „Hier der Brautschleier Deiner Mutter, den ich auf ihren Wunsch für Dich aufgehoben habe. - Tante Schmiedel“ (*Henriette*).

Onkel Karl, ein Bruder meines Vaters, war am Abend vor der Hochzeit gekommen. Von allen Güntherschen Verwandten stand er mir am nächsten. Obwohl er Vater von sieben Kindern war, durfte ich alle Sommerferien in seinem Pfarrhaus verbringen und genoss als „ältestes Kind“ gewisse Vorrechte. Am Abend rief er mich ins Studierzimmer, wo er mit mir über Gott und die Welt diskutierte. Onkel Karl verstand sich sehr gut mit Waldemar, er war gerne gekommen, um uns zu trauen.

Der 16. Oktober war ein Herbsttag wie der in Mörikes Gedicht - blau und golden. Das Gautzsch-Kirchlein<sup>23</sup> lag in der Nähe von Tante Hannchens Wohnung, mitten zwischen bunten Gärten. Onkel Karl ging im Talar vor uns her, hinter uns kamen Cousine Frieda<sup>24</sup> und Waldemars treue Wirtin, Frau Schmidt. Onkel Karl hatte eine Rede ausgesucht, die für unsere Situation passte: Apostelgeschichte 20,23, die Abschiedsworte des Apostels Paulus an die Ältesten von Ephesus: „Ich empfehle Euch Gott und dem Wort seiner Gnade“<sup>25</sup>.

---

<sup>22</sup> In Gautzsch bei Leipzig, heute zu 04416 Markkleeberg, bei Johanna (Hannchen) Hörig geborene Trübenbach, geboren am 24. Januar 1855, einer mit einem Lehrer und Kantor an der Andreaskirche in Leipzig verheirateten Schwester der Mutter von Katharina. Bis 1934 hieß diese Kirche nur „Kirche zu Gautzsch“, ab da Martin-Luther-Kirche. Pfarramt, Pfarrgasse 27, Markkleeberg-West, 04416 Markkleeberg, Tel. 0341-3586959. Das Aufgebot am 19. Sonntag nach Trinitatis in Oeltzschau bei Borna und Gautzsch lautete so: „Ernst Waldemar Krusche, Candidat der Theologie zu Zgierz, Polen, geb. am 11. Sept. 1897 zu Rypin, ev.-luth., ledig, und Clara Katharina Günther, Lehrerin zu Oeltzschau bei Borna, Rittergut, geb. am 24. Jan. 1898 zu Dresden, ev.-luth., ledig“. Johanna Hörig starb am 23.03.1941 in Markkleeberg. Ihr Ehemann Emil Hörig war schon am 29.11.1918 in Gautzsch verstorben.

<sup>23</sup> Das über tausendjährige Gautzsch, heute Markkleeberg West, gehörte seit dem 18. Jahrhundert zu den reichsten Rittergütern Sachsens. In neuem Glanz strahlt die barocke Lutherkirche, 1717 vom Landbaumeister David Schatz erstellt. Die Strukturen des neobarocken Schlossparks gewinnen wieder an Gestalt. Unweit davon finden wir gründerzeitliche Kleinode der Villenarchitektur, die sich Leute wie Felix Zehme, Scheidungsanwalt des letzten Sächsischen Königs, oder der Hirnforscher Paul Flechsig inmitten großzügiger Landschaftsparks bauen ließen. Eine Ikone der Moderne ist Bruno Tauts Wohnmaschine, entworfen für Theaterdirektor Berthold. Ein Gang zum Cospudener See rundet den Spaziergang ab. ([http://www.leipzigdetails.de/stadtrundgang\\_leipzig.php4?thema=25&navi=3%20-%2015k%20-](http://www.leipzigdetails.de/stadtrundgang_leipzig.php4?thema=25&navi=3%20-%2015k%20-)). Mit altem Postkarten-Bild der Kirche: <http://www.leipzigdetails.de/pic/1165327570.jpg>.

<sup>24</sup> Johanna Frieda Hörig, geboren am 8. Oktober 1878 in Leipzig, unverheiratet gebliebene Tochter von Johanna Hörig geborene Trübenbach und Emil Hörig.

<sup>25</sup> Text aus der Lutherbibel von 1876, allerdings unter 20,32: „Und nun, liebe Brüder, ich befehle Euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen, und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiligt werden.“ Text in der revidierten Fassung von 1984: „Und nun befehle ich euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist, euch zu erbauen und euch das Erbe zu geben mit allen, die geheiligt sind.“

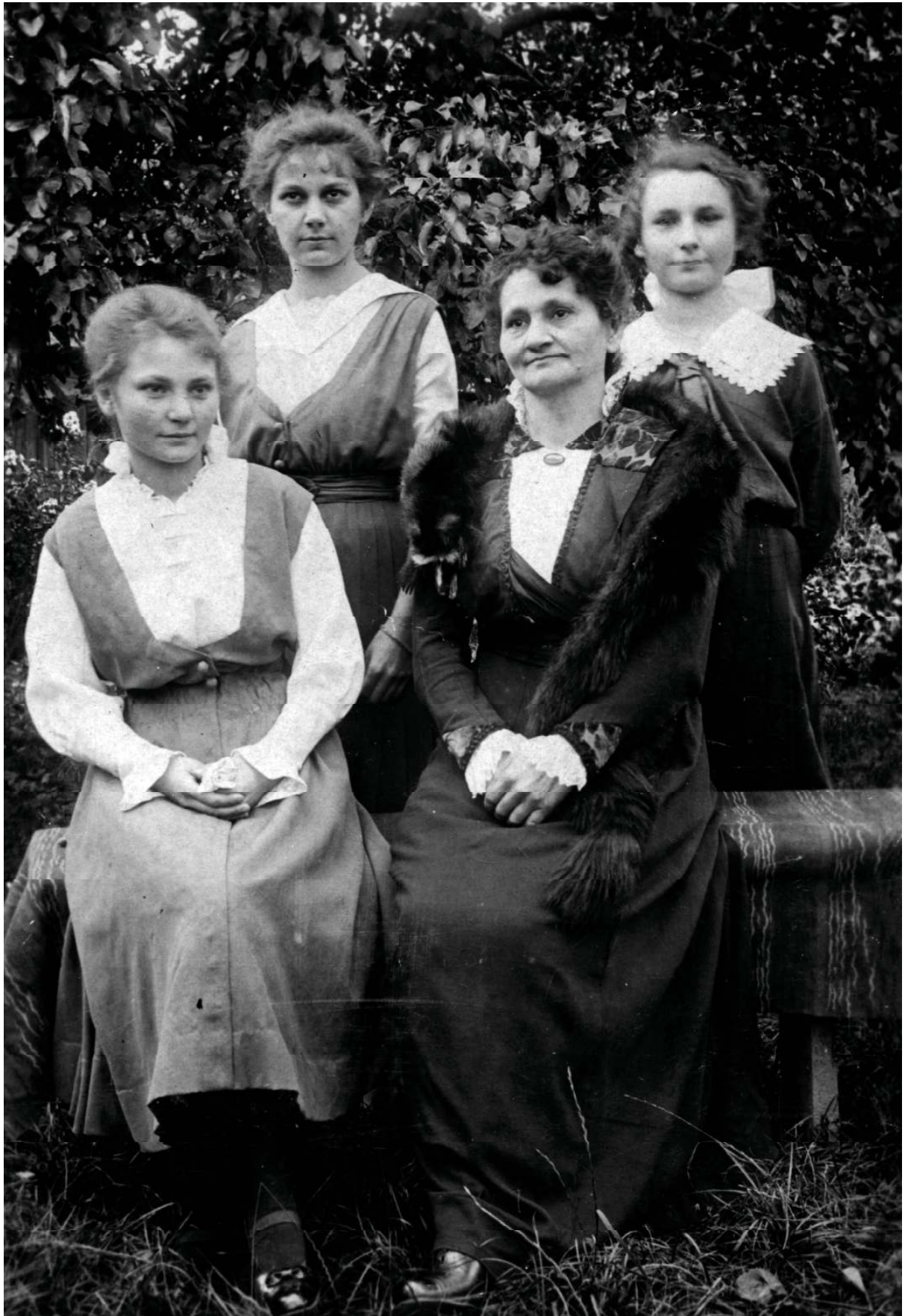
## **Polen, Oktober 1923**

Unsere Hochzeitsreise nach Polen verlief nicht ohne Abenteuer. Beim Grenzübertritt in Benschewitz wurde auf polnischer Seite unser Gepäck genauestens untersucht. Wir hatten, außer einigen alten, auch einen neuen Koffer mit, den wir in Leipzig gekauft hatten. Die polnischen Beamten verlangten dafür ein hübsches Sümmchen Zoll. Während mein Mann in einen heftigen Wortwechsel mit den Zöllnern verwickelt war, führte man mich in eine Kabine zur Leibesvisitation! Kurz vor der Abfahrt des Zuges entließ man uns wie zwei gerupfte Hühner. Das war unser offizieller Empfang in der Republik Polen!

Sehr viel freundlicher war unser Empfang in Zgierz<sup>26</sup>. Mein Schwiegervater und meine Schwägerin Irene, die ich schon von Leipzig her kannte, holten uns auf dem Bahnhof ab. Meine Schwiegermutter erwartete uns daheim am festlich gedeckten Tisch, in dessen Mitte eine gebratene Ente prangte - ein ungewohnter Anblick für die bescheidene Reichsdeutsche, die derartige Genüsse nur vom Hörensagen kannte!

---

<sup>26</sup> Nördlich von Lodz. Nach einer Mitteilung von Art Lauf (ablauf@shaw.ca oder art.lauf@3web.net) ist Waldemar Krusche am 2. August 1942 in der Weichsel ertrunken und wurde in Zgierz bestattet. Pastor Eduard Kneifel schrieb in seinem Buch „Das Werden und Wachsen der Ev.-Augsb. Kirche in Polen 1517-1939“ auf Seite 112: „Krusche, Ernst Waldemar (11.9.1897 - 2.8.1942), ordin. 4.11.1923.“ Seine Biographie behandelt Pf. Kneifel ausführlich in seinem Buch „Die Pastoren der Ev.-Augsb. Kirche in Polen“, Seiten 117 – 118.



*Waldemars Mutter Maria Krusche geb. Weber  
mit ihren Töchtern (v.l.) Stefanie, Hilda und Irene*

Zwei Wochen nach unserem Eintreffen in Zgierz wurde Waldemar mit vier Studiengenossen in der Lodzer Johanniskirche ordiniert. Dieser Tag bekam noch eine besondere Nuance dadurch, dass am Nachmittag unsere Hochzeit inmitten der gesamten Kruscheschen Verwandtschaft zum zweiten Male gefeiert wurde. Alle Verwandten aus Pabianice<sup>27</sup>, Piontkowisko und Lodz waren erschienen. Mit ernsten Gesichtern standen sie in dunkler Kleidung an den Wänden des Esszimmers. Mein Mann stellte mich einem jeden, alt oder jung, zur Begrüßung vor. Mir wurde bei so viel Festlichkeit etwas beklommen zumute.

### **Warschau**

Kurze Zeit darauf musste Waldemar sein Amt als Vikar in Warschau antreten. Ich sollte einstweilen noch bei den Schwiegereltern bleiben. Waldemar bekam ein Zimmer im Pfarrhaus zugewiesen, die Tatsache, dass er verheiratet war, hatte zunächst großes Erstaunen beim Generalsuperintendenten und den Pfarrern ausgelöst. Der erste verheiratete Vikar in Warschau! Schließlich hatte man sich mit dieser Situation abgefunden. Als ich sechs Wochen nach Waldemars Amtsantritt nach Warschau kam, fand ich eine kleine Wohnung im Erdgeschoss des Pfarrhauses vor. Sie bestand aus Amtszimmer, Wohnzimmer und einem Schlafzimmer, in dem ein kleiner, eiserner Herd stand. Also: Schlafzimmer und Küche in einem! Wasserleitung und Abguss fehlten leider. Aber wir waren froh, endlich beisammen zu sein und nahmen die Mängel unserer Behausung hin. Der Hausmeister, „stróż“ genannt, brachte mir täglich einen Eimer Wasser, bohnte unseren Parkettfußboden und heizte den großen Kachelofen im Wohnzimmer. In den ersten Wochen ging er mit mir zum Einkaufen in die Stadt. Er zeigte mir die riesigen Markthallen, wo man Eier, Fleisch, Butter und so weiter für billiges Geld bekam. Auf dem Hinweg ging er vor mir her, auf dem Rückweg in angemessener Entfernung hinter mir mit den Paketen. -

Unserer Wohnung gegenüber, jenseits der sehr belebten Marszalkowska-Straße, lag der Sächsische Garten, ein Park aus der Zeit Augusts des Starken. Dorthin führten unsere täglichen Abendspaziergänge. -

Über uns wohnte der Generalsuperintendent (*Dr. Julius*) Bursche. Er war ebenso wie seine Frau deutscher Abstammung. Leider war die Familie vollständig polonisiert. Mit mir sprach der „Generalny“ trotz allem immer deutsch. Für alle anderen war ich die verhasste<sup>28</sup> „Ausländerin“. Der Ort, wo wir immer gerne gesehen waren und deutsch sprechen konnten, war die Wohnung der beiden Fräulein von Everth. Sie waren die Töchter des letzten evangelischen Bischofs aus der russischen Zeit. Der Zar hatte ihm den persönlichen Adel verliehen. Die alten Damen boten uns eins ihrer Zimmer an, wo Waldemar einmal wöchentlich eine Bibelstunde für die deutschen Mädchen halten durfte, die in Warschau als Hausgehilfinnen und Kinderschwestern in polnischen oder jüdischen Familien lebten. Dort wurden sie oft schändlich ausgenutzt und bedrängt. Viele von ihnen baten uns um Rat und Hilfe. In meinem gemütlichen Wohnzimmer waren sie immer willkommen und konnten mir ihr Herz ausschütten, wofür sie sehr dankbar waren.

Waldemar musste im Turnus mit den anderen Pastoren in der Evangelischen Kirche predigen, wo jeden Sonntag je ein polnischer und ein deutscher Gottesdienst stattfand. Am Anfang fielen ihm die polnischen Predigten nicht leicht. - Außerdem hatte er in der städtischen Oberschule evangelischen Religionsunterricht in polnischer Sprache zu halten. Die Warschauer evangelische Gemeinde war stark polonisiert, vor allem durch die Mischehen zwischen Polen

---

<sup>27</sup> Südwestlich von Lodz.

<sup>28</sup> Lange vor der Nazizeit!

und Deutschen. Deutsche Schulen gab es selbstverständlich in Warschau nicht, denn die deutschen Einwohner waren ja nur eine geringe Minderheit in der großen Stadt.

Die deutschen Gemeinden in der Umgebung von Warschau wurden von den dortigen Pastoren mit betreut. Waldemar musste deshalb oft am Samstag und Sonntag über Land fahren. Ich war viel allein und begann auf eigene Faust Streifzüge durch die Stadt zu machen. Bei den täglichen Einkäufen kam ich wiederholt in unangenehme Situationen. Ich konnte zwar schon ein bißchen Konversationspolnisch, stand aber mit den polnischen Zahlen auf Kriegsfuß. Das war um so schlimmer, als damals gerade in Polen eine Inflation herrschte und ich bei der Abrechnung drei- oder vierstellige Zahlen im Kopf behalten musste. Schließlich fand ich einen Ausweg. Ich steckte mir immer große Geldscheine ein, so dass der Kaufmann herausgeben musste, ob ich nun den Kaufpreis verstanden hatte oder nicht. Mit der Abrechnung daheim bei meinem Mann haperte es allerdings mitunter! -

Als ich eines Tages mit Paketen in der Hand nach Hause ging, merkte ich, dass ein Polizist mich hartnäckig verfolgte. Schließlich bog ich in den „Sächsischen Garten“ ein - er blieb beharrlich hinter mir! Ich setzte mich auf eine Bank - das half! Viel später erst konnte ich mir das Misstrauen des Polizisten erklären. Ohne Kopfbedeckung und mit Paketen beladen würde sich eine Polin des Mittelstandes niemals auf der Straße gezeigt haben. Der Mann schloss also ganz richtig, dass eine „Niemka“ (Deutsche) vor ihm ging. Im Jahre 1923 war jeder Deutsche in Polen nicht nur verhasst, sondern auch politisch verdächtig. - Die Warschauerin war bei ihren Ausgängen stets elegant angezogen - aber wehe wenn man sie in ihrer Wohnung aufsuchte! Dort trug sie irgendein abgelegtes Gesellschaftskleid, das zerrissen und schmutzig um sie herumhing. Im Haar hatte sie den ganzen Tag Lockenwickler. Unterwäsche hatte sie nur sehr wenig - eine Garnitur hatte sie an, die andere hing auf der Leine am Ofen.

Auf einem meiner Streifzüge durch die Stadt entdeckte ich auf dem Marktplatz ein „Fuggerhaus“ im Stil der deutschen Patrizierhäuser. Es mochte im Mittelalter wohl eine Filiale der berühmten Augsburger Handelshäuser beherbergt haben. Damals besaßen alle polnischen Städte (so auch Krakau und Warschau) das deutsche Stadtrecht. - Viele Gebäude in der polnischen Hauptstadt trugen die Züge des deutschen Barocks, es waren diejenigen aus der Zeit Augusts des Starken. Das Schloss „Belvedere“<sup>29</sup>, in dem Pilsudski nach dem Ersten Weltkrieg residierte, war wohl das schönste von allen.

Ich hatte mir vorgenommen, am Karfreitag in dieser oder jener polnischen Kirche einen Gottesdienst anzuhören. Überall waren künstliche Grotten aufgebaut, wo inmitten von farbenfrohen Frühlingsblumen Nachbildungen des Leichnams Christi zu sehen waren. Viele Andächtige knieten betend vor den Grotten. Um sie herum ein ständiges Kommen und Gehen. Einen Predigtgottesdienst hörte ich nirgendwo. Ich besuchte auch die Kreuzkirche, die das Herz Chopins enthält. Es ist, in einer goldenen Kapsel ruhend, in eine Säule eingemauert. - Zuletzt betrat ich die Kathedrale im Zentrum der Stadt. In dem hochgewölbten, sehr langen Mittelschiff war kein Gestühl zu sehen. Nur einige Altäre standen an den Wänden. Hier hatte ich den Typ der Prozessionskirche vor mir - im Gegensatz zu den Predigtkirchen! Als ich eintrat, ordnete sich gerade die Karfreitagsprozession. Es war ein farbenfrohes Bild! Die violetten und karminroten Gewänder der geistlichen Würdenträger erstrahlten im Licht der Altarkerzen - um einige Grade gedämpft durch das satte Braun und stumpfe Schwarz der Mönchskutten.

---

<sup>29</sup> *Bedeutende historische Bauwerke der polnischen Hauptstadt reihen sich entlang des so genannten Königswegs. Er beginnt in der Altstadt am Königsschloss und endet am Belvedere-Palast im Königlichen Lazienki-Park.*

Langsam setzte sich die Prozession rund um das Schiff in Bewegung. Litaneien und Choräle klangen auf und füllten das Gewölbe - ein Bild der „ecclesia triumphans“!

Die einzige russische Kirche in der Stadt, der „Zobor“, war ein imponierender Bau mit Türmchen und Kuppeln strotzend von Gold und bunten Mosaiken. Nicht lange nach unserer Abreise aus Warschau wurde sie von den Polen abgerissen. Der junge polnische Staat wollte nicht an die russische Zwangsherrschaft erinnert werden! Unsere evangelische Kirche, nach dem Muster der Dresdner Frauenkirche gebaut, wurde im Zweiten Weltkrieg durch Feuer zerstört.

## Wolhynien

Wolhynien, ich grüße dich aus weiter, weiter Ferne  
O Heimatland, wie weilte ich auf deinen Fluren gerne!

Mir liegt im Sinn bei Tag und Nacht das Wogen deiner Felder,  
Der Wiesen satte, grüne Pracht, das Rauschen deiner Wälder.

Dort hat sein Feld mit frischer Kraft mein Ahn gepflügt, bebaut,  
Sein Haus gebaut, gewirkt, geschafft, gehofft und Gott vertraut.

Dort hat das Wiegenlied so traut die Mutter mir gesungen.  
Dort hat im Felde hell und laut des Vaters Sens geklungen.

Geraubt hat uns der Feinde Neid, was Gott uns einst gegeben.  
Mein Heimatland ist nun so weit und hart und schwer das Leben.

Wir stehen, Gott, in deiner Hand, du führst uns auf und nieder.  
Wolhynien, mein Heimatland, wann sehen wir uns wieder?<sup>30</sup>

Es war an einem kühlen Vorfrühlingstage des Jahres 1924, als dieses Lied in unsere Warschauer Wohnung flatterte. Pastor Kleindienst, damals schon in Luck (*Luzk*) in Wolhynien tätig<sup>31</sup>, besuchte uns und legte uns ein dünnes, blaues Heft auf den Tisch, das neben einigen wohlhynischen Bildern auch das Lied von Martin Ring enthielt. Es griff mich mit seiner Innigkeit merkwürdig ans Herz und ließ mich nicht mehr los. Auf die erste Seite des Büchleins hatte Pastor Kleindienst geschrieben: „Zum Liebgewinnen!“ - standen wir doch in jenem Frühjahr vor unserer Übersiedlung in das Land, von dem das kleine Lied sang. Der Generalsuperintendent hatte damals Waldemar, der gerade ein halbes Jahr in Warschau gewesen war, für Wolhynien bestimmt. Wir hatten zunächst einmal die Landkarte hervor geholt, um dieses unbekannte Stückchen Erde aufzusuchen. Es lag im äußersten östlichen Winkel Polens. Das

---

<sup>30</sup> *Wolhynien: historische Landschaft im Nordwesten der Ukraine, zwischen dem Westlichen Bug (im Westen) und dem Tal des Dnjepir (im Osten), grenzt im Süden an Podolien. Im 9./10. Jahrhundert Teil des Kiewer Reichs, im 11./12. Jahrhundert unabhängiges Herzogtum (Lodomerien), 1188 mit Galizien vereinigt; kam im 14. Jahrhundert an Litauen, 1569 durch die Lubliner Union an Polen, Ansiedlung polnischer Bauern; ab 1793 beziehungsweise 1795 zu Russland; im 19. Jahrhundert Ansiedlung von Deutschen und Tschechen; 1915 Verschleppung der rund 200.000 Wolhynien-Deutschen, zum Teil nach Sibirien (Rückkehr von etwa 100.000 Überlebenden nach dem Krieg). Der Westteil Wolhyniens kam 1921 an Polen, 1939 an die Sowjetunion; während der deutschen Besetzung 1941-44 Ausrottung der jüdischen Bevölkerung und Umsiedlung der Wolhynien-Deutschen zum Teil nach Deutschland, zum Teil in das Gebiet um Posen; 1947 Umsiedlung der Wolhynien-Tschechen in die CSSR. (c) Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 2006.*

<sup>31</sup> *Pastor Alfred Kleindienst, geboren am 16.11.1893, war Pastor in Luck, Wolhynien ab 17. April 1918, siehe [http://www.sggee.org/church\\_parishes/Staff-Index1935-38.pdf.pdf](http://www.sggee.org/church_parishes/Staff-Index1935-38.pdf.pdf)*

Kirchspiel Tuczyn, das Waldemar übernehmen sollte, war innerhalb von Polnisch-Wolhynien am weitesten ostwärts gelegen und berührte die bolschewistische Grenze. Tuczyn selbst war 30 km von der Grenze entfernt. - In unserer Umgebung wurden alsbald warnende Stimmen laut, die allerhand Schlimmes von Wolhynien zu berichten wussten. Es sollte dort Räuber und Typhus-Epidemien geben - das Pastorat sollte weder Fensterscheiben noch Beleuchtung haben. Durch diese düsteren Prophezeiungen ließen wir uns nicht im geringsten stören. Wir wussten, dass dort eine große Aufgabe auf uns wartete, und freuten uns darauf. Es war uns berichtet worden, dass die Wolhynier vor ein paar Jahren erst aus Russland zurückgekehrt waren, wohin man sie im Jahre 1915 verschleppt hatte. An Pfarrern war nach dem Ersten Weltkrieg und den Kämpfen zwischen Ukrainern und Bolschewiken großer Mangel gewesen, so dass viele Wolhynier zu den Sekten gegangen waren. In Tuczyn, so sagte uns der General-superintendent, habe bis jetzt ein Pastor amtiert, der im Begriffe sei nach Brasilien auszuwandern. Nach seiner Abreise sollte Waldemar das Pfarramt übernehmen. Da wir voraussichtlich nur ein halbes Jahr dort bleiben würden, riet man uns, keine Möbel mitzunehmen. „Der Transportschwierigkeiten wegen“. Was für Schwierigkeiten das waren, wurde uns erst klar, als wir in Wolhynien waren!

Anfang Mai packten wir unsere bescheidene Habe, nahmen Abschied von der großen Stadt und machten uns auf die schier endlose Nachtfahrt nach Südosten, zunächst bis zur Schnellzugstation Rowno. Im Dunkeln sahen wir nichts von der Gegend, durch die wir fuhren, hörten nur die Namen der Stationen und erblickten erst im Morgendämmern die endlose Weite der östlichen Landschaft.

Endlich waren wir in Rowno angekommen! Vor dem Bahnhof stand ein freundlicher Mann, der uns, die Mütze in der Hand, herzlich willkommen hieß. Er führte uns zu seinem Wagen. Es war ein einfacher wolhynischer Leiterwagen, mit Stroh gepolstert und mit selbstgewebten Decken belegt. Herr Dehring, ein Kirchenvorsteher aus Tuczyn, der uns in den nächsten Jahren ein treuer Freund werden sollte, half uns beim Einsteigen. Er knallte mit der Peitsche und die kleinen, flinken Pferde griffen aus. Der Wagen holperte über das grobe Kopfsteinpflaster der kleinen Stadt, so dass unsere Köpfe bald unsanft aneinander stießen. Wir machten es uns auf dem Wagen so bequem wie möglich und waren froh, als wir die Stadt mit dem schlimmen Pflaster verließen. Nun ging es hinein in das wolhynische Land, das in der Frühlingssonne vor uns lag. Die Straße lief vor uns her, ein gelbes Band, zwischen Wiesen und grünenden Feldern, hügelab und hügelab. In der Mitte der Straße gab es eine Menge Löcher, zum Teil vom langen Regen noch mit Wasser gefüllt, die bei der raschen Fahrt nicht zu umgehen waren. Man hätte sonst buchstäblich Zickzack fahren müssen. Und so ging es denn in forschem Trab mit lustigem Peitschenknall aus einem Loch heraus und ins andere hinein. Dass man auf dem harten Leiterwagen bei diesem Tempo stark durcheinander geschüttelt wurde, machte Herrn Dehring als echtem Wolhynier nichts aus. Und uns, nachdem wir uns daran gewöhnt hatten, schließlich auch nicht, - waren wir zwar keine Wolhynier, so wollten wir doch welche werden! Das Herz ging einem auf ob dieser frischen, strahlenden Landschaft mit der endlosen Weite, über der das Jubilieren unzähliger Lerchen hing, begleitet von dem eintönigen Unkenruf aus den Weihern am Wege. Das war das Wolhynien, das ich aus dem kleinen Lied schon kannte, nur noch viel schöner als ich es mir vorgestellt hatte! Ein dunkler Wald nahm uns auf, dann lag ein ukrainisches Dorf vor uns. Die Männer trugen selbstgewebte Leinenhosen und -hemden, die ukrainischen Mädchen bunt gestreifte Blusen und weite, farbige Röcke. Die Häuser waren alle frisch getüncht, hellgrün oder rosa oder weiß. Das gehörte in der Ukraine zum Frühling! In der Mitte des Dorfes stand das Kirchlein. Das Bimmeln der Glocken über-tönte den Lärm der Kinder. Auf der Dorfstraße tummelten sich Hunde und Schweine. Bunte Blumen leuchteten vor den Fenstern. Im Gärtchen arbeiteten die Bäuerinnen. Wir waren nun

schon über drei Stunden unterwegs, da zeigte Herr Dehring mit dem Peitschenstiel auf den in einiger Entfernung vor uns liegenden Marktflecken<sup>32</sup> Tuczyn. Etwas unterhalb des Ortes schlängelte sich der Fluß Horyn in vielen Windungen durch die Wiesen. Beim Näherkommen merkten wir, dass die Brücke fehlte. Herr Dehring erzählte, sie sei im Bolschewikenkrieg abgebrannt. Unsere Pferdchen kletterten die ziemlich steile Uferböschung hinab bis zum Fluss. Wir mussten uns festhalten, um nicht aus dem Wagen zu fallen. Unten wartete eine primitive Fähre. Ein Ukrainer stakte uns zum anderen Ufer. Wir waren in Tuczyn!<sup>33</sup>

Saubere Häuser standen am Straßenrand. Plötzlich bogen wir scharf seitwärts in einen schattigen Buchengang ein, der in eine kreisförmige Auffahrt mündete. Wir umfuhren den Parkplatz und hielten mit einem scharfen Ruck.

Vor uns lag das Pastorat. Es war ein langgestrecktes, weißes, behäbiges Haus, ganz umgeben von blühenden Fliederbüschen. Der Duft der blauen Dolden wehte uns festlich entgegen. Da standen die Kirchenvorsteher, knorrige, bäuerliche Gestalten, mit dem alten Kantor Fibich, der im schwarzen Gehrock ernst und würdig auf uns zukam und uns in wohlgesetzten Worten begrüßte. Wir gingen drei Stufen empor ins Haus und betraten ein geräumiges Zimmer. In der Mitte stand ein großer Tisch mit einem riesigen Fliederstrauß, davor zwei Stühle. Nebenan lag das Wohnzimmer. Wir sahen zwei Bettstellen, in die frisches, gelbes Stroh gebettet war, einen kleinen, hölzernen Waschtisch und zwei Hocker. Das war nun unser Zuhause für die nächste Zeit!

Jetzt gingen wir in den Garten, der sich hinter dem Hause weithin bis zu einem alten russischen Friedhof erstreckte. Er war drei Morgen groß und enthielt einen Blumengarten, einen Obstgarten, ein Wäldchen und ein Stück Feld. Narzissen und Tulpen blühten im Grase.

Zunächst schauten wir uns nur flüchtig um, denn wir sollten ja, so hatte uns der Kantor bedeutet, erst Herrn Pastor R. begrüßen, dessen Abreise nach Brasilien sich verzögert hatte und den wir hier gar nicht mehr vermuteten. Als wir auf die Veranda, die sich an der Gartenseite befand, zuingen, stand da ein bärtiger, stattlicher Mann, der uns mit gerunzelten Brauen musterte. Ich erschrak.

Wir traten näher. Mein Mann stellte sich dem alten Herrn als seinen Nachfolger vor, wurde aber von einer lauten, herrischen Stimme unterbrochen. Pastor R. war ungehalten, dass wir seine Abreise nicht abgewartet hatten und schon jetzt erschienen waren. Waldemar ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und erklärte höflich und bestimmt, dass er den Termin seines Eintreffens in Tuczyn nicht selbst gewählt, sondern vom Generalsuperintendenten erhalten habe. So gelang es ihm bald, den Älteren zu besänftigen. Beide schieden in bestem Einvernehmen. Pastor R. versprach, in den nächsten Wochen, die er noch auf seinen Pass würde warten müssen, meinem Mann behilflich zu sein, sich in die neuen Verhältnisse einzuarbeiten. Das hat er auch redlich getan. Wir wurden bald gute Freunde.

Am nächsten Morgen brachte uns eine freundliche Kolonistenfrau unser Frühstück, bestehend aus einer großen Kanne warmer Milch, Brot und einer stattlichen Anzahl hart gekochter Eier.

---

<sup>32</sup> Früher bezeichnete man Orte, die Märkte abhalten durften, ohne jedoch eine Stadt zu sein, als Marktflecken, heute u.a. als Marktgemeinde oder kurz Markt.

<sup>33</sup> Siehe die folgende Veröffentlichung von Waldemar Krusche:

Krusche-Tuczyn, P.: Kirche und Schule in Wolhynien, in: *Evang. Kirchenblatt, Posen 1927, S. 193 ff.*

- Seite 37 von 47 aus den Memoiren von Katharina Krusche geborene Günther -

An diesem Tage sahen wir uns unser Anwesen in Ruhe an. Auf dem geräumigen Hof befand sich in einer Ecke ein ziemlich tiefer Ziehbrunnen. Der Eimer war mit einer langen Kette an einer großen Stange befestigt. Stall und Scheune schlossen den Hof vom Nachbargrundstück ab. Etwa sechzig Meter vom Hause entfernt, auf der anderen Seite, stand das strohgedeckte Reethaus, in dem Gottesdienst gehalten wurde. Im Pfarrhaus lagen, nach der Gartenseite zu, zwei geräumige Zimmer, die bisher von Pastor R. bewohnt gewesen waren, und eine Küche mit einem riesigen Backofen, die wir gleich in Gebrauch nehmen konnten. Nach dem Wegzug von Pastor R. wurden auch die beiden Zimmer frei. Darin fanden wir einige einfache Möbelstücke, u. a. einen unförmigen Aktenschrank, den ich mir später als Wäscheschrank einrichtete, ein altes Feldbett, Tisch und Stühle.

Hier lebten wir weltabgeschieden. In unserem winzigen Postamt gab es weder Telegraf noch Telefon. Die Prophezeiungen, die wir in Warschau gehört hatten, erfüllten sich zum Teil. Räuber gab es damals wirklich noch. Davon wussten unsere Kolonisten aus eigener Erfahrung zu berichten. Sie hatten es hauptsächlich auf Pferde abgesehen. Meinem Mann, der oft des Nachts allein durch die Wälder fuhr, ist nichts geschehen. Typhusepidemien traten in den ukrainischen Dörfern zuweilen auf. Fensterscheiben gab es im Pastorat, was ich mit großer Freude gleich am ersten Tag feststellte. Wir schafften uns auch bald einige Petroleumlampen an, so dass an den langen Winterabenden für Beleuchtung gesorgt war.

In der ersten Tuczynner Zeit war ich während Waldemars Abwesenheit fast immer allein in dem großen Hause. Das Pfingstfest aber feierten wir bereits mit unserer Emilie zusammen, die uns zwei Jahre lang mit großer Treue gedient hat. Sie war eine wolhynische Bäuerin, deren Mann vor dem ersten Weltkrieg nach Kanada ausgewandert war. Ihre drei Kinder hatte sie während der Verschleppungszeit in Russland verloren. Sie war sehr fleißig, konnte gut kochen und war mit allen Arbeiten in Garten, Haus und Stall vertraut. An jenem ersten Pfingsten in Wolhynien fand ich frühmorgens in unserem mit Birkenreisern geschmückten Esszimmer auf dem Fußboden einen buntkarierten, sauberen Bettbezug, bedeckt mit herrlich duftendem Streuselkuchen, den Emilie am Abend vorher gebacken hatte. Aus der Küche zog der Kaffeeduft verlockend herüber. Von nun an gehörte Emilie zu uns. Mit ihr besprachen wir alles, was in der Wirtschaft zu tun war. Ich atmete erheblich auf. Nun war ich nicht mehr allein mit aller Arbeit.

Im Sommer schafften wir uns noch eine Kuh an, um für die Familie immer frische, saubere Milch zu haben. Emilie legte einen Gemüsegarten an und buk jede Woche einmal Brot im Backofen. Butter und Eier kauften wir bei den Kolonisten. Einer unserer Nachbarn pflügte uns ein Stück unseres Ackerlandes um. Dort sollten Kartoffeln gelegt werden. Im nächsten Jahr wollten wir dort Weizen säen.

Als unser Haushalt einigermaßen geordnet war, wurde am 9. Juli (1924) unser Peter geboren. Das Schlafzimmer sah recht ärmlich aus. Ein großer Teil unserer Wäsche war noch in den Koffern verstaut, die ringsherum an den Wänden standen. Emilie hatte einen Tag vorher bei den Ukrainern einen einfachen Wäschekorb erstanden, den wir auf einen Koffer stellten. Unser Peter passte gerade hinein!

Als mein Schwiegervater zur Taufe nach Tuczyn kam, brachte er einen zusammenklappbaren Kinderwagen mit, der von da an unser großer Stolz war und bei den Deutschen und Ukrainern großes Aufsehen erregte. Er hat unsere ersten drei Kinder beherbergt. Meine Schwägerin Steffa, damals noch Studentin der Medizin, stand mir in den ersten sechs Wochen nach Peters Geburt mit Rat und Tat zur Seite.

Unterdessen hatte Waldemar seine erste Rundreise durch seine Gemeinde gemacht, die aus 38 Kantoraten bestand, von denen das weiteste 60 km entfernt lag. Bald stellte sich heraus, dass er auch noch das Kirchspiel Rowno, das ohne Pastor war, mit betreuen musste. Der Generalsuperintendent sah schließlich ein, dass es für einen einzelnen Pfarrer schlechterdings unmöglich war, zwei so große Kirchspiele zu versorgen. Nach etwa 1,5 Jahren beauftragte er Pastor Sikora, das Kirchspiel Rowno zu übernehmen.

Über das kirchliche Leben in jener Zeit möchte ich an dieser Stelle noch etwas sagen. Wie das wirtschaftliche Leben nach dem Ersten Weltkrieg einem Trümmerfeld glich, so war es auch auf dem kirchlichen Sektor. War doch Wolhynien Kriegsgebiet gewesen! Als die deutschen Kolonisten aus Russland heimkehrten, fanden sie ihre Höfe oft von Ukrainern besetzt und konnten ihren Grund und Boden nur durch Prozesse zurückgewinnen. Ihre Häuser waren zerstört, ihr Hab und Gut gestohlen, ihre Felder von Schützengräben aufgewühlt und nicht mehr anbaufähig. Manche Bauern konnten von ihrem Stück Restland wirtschaftlich nicht existieren und mussten auf Arbeit gehen.

Nun begann das Bauen! Das Erste, was in Angriff genommen wurde, war die Errichtung eines Bethauses. Die große Opferwilligkeit der wolhynischen Bauern vollbrachte Wunder. Kaum ein Dorf, das nicht ein neues Bethaus erhielt! Erst dann ging man daran, die eigenen Häuser instandzusetzen. Das Schlimme aber war, dass die Kolonisten ohne ihre Pastoren aus Russland heimgekehrt waren. Das machten sich die Sekten, die vor dem ersten Weltkrieg nur in kleinen Gruppen vorhanden gewesen waren, zunutze. In den ersten Nachkriegsjahren wuchs ihre Zahl beständig. Es waren: Baptisten, Adventisten und vor allem die „Fußwascher“. Ihre Prediger waren zum großen Teil aus Amerika eingewandert. Unsere Wolhynier fühlten sich ohne Pastoren verwaist. Sie waren von jeher gute Christen gewesen und an die sonntäglichen Gottesdienste gewöhnt. Darum wurden sie jetzt für die Sektierer eine leichte Beute. Während sich im Osten Wolhyniens Pastor R., unser Vorgänger in Tuczyn, als erster um eine seelsorgerliche Betreuung der Evangelischen bemühte, hatte sich das Warschauer Konsistorium des Westens angenommen. Mit der Zeit kamen einige deutsche Pastoren aus dem westlichen Teil Polens, die Pfarrstellen in Wolhynien übernahmen, wie z.B. mein Mann. Für diese Pastoren galt es nun, die Wolhynier von den Sekten zurückzuholen. Sie begannen zunächst Bibelstunden und Ausspracheabende zu halten. Mein Mann setzte seine Bibelstunden für Sonntagnachmittag an, zu derselben Zeit, wie auch die Sektierer ihre „Versammlungen“ hielten. War er aber einmal am Sonntag auswärts, musste er für die Bibelstunde in Tuczyn einen Stellvertreter haben. Kantoren, die schon vor dem Ersten Weltkrieg Lesegottesdienste gehalten hatten und in ihren Dörfern oft seelsorgerliche Dienste leisteten, übernahmen gern eine Bibelstunde anstelle des Pastors. Später bekamen die Kantoren eine besondere Schulung, die sie instandsetzte, selbst Ausspracheabende zu leiten und die Irrlehren der Sekten auf biblischer Grundlage aufzudecken. Auch die sogenannten „Brüder“, die Nachkommen der nach Polen eingewanderten Herrnhuter, wurden zur Mitarbeit herangezogen. Diese Aktivierung und Organisation der Laienelemente in der Kirche war einzig in ihrer Art und trug bald Früchte. Nach ein paar Jahren verloren die Sekten ihre Anziehungskraft und viele ihrer Mitglieder kehrten allmählich in die Kirche zurück!

Unser Anfang in Wolhynien war mehr als bescheiden. Waldemar bekam sein Gehalt nicht etwa über das Konsistorium in Warschau, das seine vorgesetzte Behörde war. Die Kolonisten seines Kirchspiels lieferten das Geld im Sommer nach der Ernte in der Tuczyner Kanzlei ab, wo es vom Pastor selbst oder vom Kantor entgegengenommen wurde. Fiel einmal die Ernte schlecht aus, so brachten die Bauern eben weniger Geld! Sie waren ja zum großen Teil arm,

denn der Boden war streckenweise sandig, und sie hatten durch den Krieg große Verluste erlitten. Im Kirchspiel Tuczyn hatten wir drei Dörfer, die dicht nebeneinander lagen. Sie trugen die Namen Niespodzianka 1, 2 und 3. Von ihnen wurde erzählt, dass die ersten Siedler nach der Urbarmachung des Landes reinen Sand vorgefunden hatten. Der großen Enttäuschung wegen hatte man den drei Dörfern sarkastisch diesen Namen gegeben, denn Niespodzianka heißt auf deutsch: „Überraschung“! Von der berühmten ukrainischen „schwarzen Erde“ gab es bei uns wenig. Nur östlich des Flusses Horyn fand man fruchtbares Land.

In den „mageren Jahren“ musste also der Pastor in Tuczyn mit wenig Geld auskommen und konnte auch seiner Frau nur ein mageres Wirtschaftsgeld geben. Bei der Auszahlung ermahnte mein Mann mich stets: „Das Geld muss einen Monat reichen! Ich kann Dir keinen Zloty mehr geben!“

Nun kamen aber oft unerwartete dringende Ausgaben, und ich wusste nicht, wie ich durchhalten sollte. Dann hieß es: „Du musst eben beim Leeb anschreiben lassen!“ Zunächst war ich empört, dass Waldemar mir so etwas zumutete. Aber es blieb mir eben nichts anderes übrig! Leeb war unser Nachbar, ein jüdischer Kaufmann, in dessen Lädchen es einfach alles gab: Zucker, Petroleum, Heringe, Wagenschmiere, Bonbons, Schürzenstoff usw. Und der Leeb schrieb an, ohne mich je zu warnen! Er war Waldemars „Freund“, denn der Pastor sprach oft mit ihm hebräisch.

Die Hauptarbeit des wolhynischen Pfarrers waren die Rundreisen. Im Frühling und Herbst wurde je eine Reise durch alle Kantorate gemacht. Sie dauerte mitunter drei bis vier Wochen und war für den Pastor sehr anstrengend. Nach einem genauen Reiseplan holten die Kolonisten den Pastor ab und fuhren ihn mit ihren Leiterwagen von einem Dorf zum anderen. Die Kantoren wurden benachrichtigt, wann der Pastor bei ihnen eintreffen würde. Der Besuchstag des Pastors war für die Kantorsgemeinde ein großer Festtag, dem alle Gemeindeglieder mit Freude und Spannung entgegensahen. „Mein Pastor kommt! Wir müssen ein Schwein schlachten!“ rief ein kleiner Kantorssohn aus, als ihm sein Vater eröffnete, dass der Pastor in einigen Tagen kommen würde.

Meistens erschien der Ersehnte schon am Abend vor dem Besuchstag. Der Kantor hatte manches auf dem Herzen, das er mit ihm in aller Ruhe besprechen musste - waren es nun Dinge wirtschaftlicher oder persönlicher Art. Auch Klagen über Gemeindeglieder musste der Pastor anhören. So saß er oft bis in die späten Abendstunden mit dem Kantor zusammen, bis er endlich zu Bett gehen konnte. Da die Kantoren fast immer viele Kinder hatten, war es mit den Übernachtungsmöglichkeiten meist schlecht bestellt. Die Kantorsfrau machte schließlich eine Schlafstelle in der „guten“ Stube zurecht, die in Bezug auf Länge und Breite den Körpermaßen des Pastors nicht immer entsprach.

Der nächste Tag begann mit einem Hauptgottesdienst und anschließender Abendmahlsfeier im Betsaal. Kirchen gab es damals nur sehr wenige. Danach brachten die Mütter ihre kleinen Kinder, die vom Kantor getauft worden waren, zum Pastor, der durch eine Einsegnungshandlung die Gültigkeit der Taufe bestätigte.

Unterdessen versuchte die Kantorsfrau auf ihre Weise den Besuchstag zu verschönern. Sie brachte das wolhynische Sonntagsessen auf den Tisch: Schweinebraten mit Sauerkraut und Kartoffeln. Das war das Höchste der Gefühle! Die Wolhynier waren sehr bescheiden. Kuchen oder Weißbrot gab es nicht, auch nicht zu den Hochzeiten.

Am Nachmittag pflegte der Pastor Kranke zu besuchen und ihnen das Abendmahl zu reichen. Manch alte Feindschaft zwischen zwei Nachbarn wurde dabei geschlichtet. Kam der Pastor zu einem Sterbenden, so wurde er meistens gebeten, auch das Testament zu schreiben. Das Verhältnis zum Pastor war patriarchalisch, es gab nichts, was man ihm nicht anvertraut hätte. Wie oft musste er mit seinem Rat einen Arzt ersetzen.

Am späten Nachmittag war er todmüde, wenn er in den Wagen stieg, um ins nächste Dorf zu fahren.

Was solch eine Rundreise an Strapazen mit sich brachte, konnte sich nur jemand vorstellen, der selbst solche Reisen machen musste. Die wolhynischen Straßen waren nicht gepflastert, sondern überall voller Löcher. Das Rütteln des Leiterwagens war eine Plage für den Pastor. Nach ein paar Jahren hatte er das Gefühl, als seien in seinem Inneren alle Organe in Unordnung geraten. Mein Mann konnte das Rütteln schlecht vertragen. Deshalb hing in seinem eigenen Wagen zwischen den Leitern an zwei Riemen ein gepolsterter, mit Wachstuch überzogener Sitz. Dadurch wurde das zermürende Rütteln etwas gedämpft.

Bei trockenem Wetter war der Pastor unterwegs in Staubwolken gehüllt, und die Hemdkragen wurden gelb vom Staub. Bei Regen waren die ukrainischen Dorfstraßen aufgeweicht und voller Schlamm, der bis zur Radnabe reichte, so dass die Pferde im Morast versanken und nur schwer vorwärts kamen. Oft mussten sie stehen bleiben, um sich auszuruhen. Es war ein mühsames Fahren.

Für die Pfarrfrau waren diese Rundreisen eine Geduldsprobe. Sie wusste nie genau, wann ihr Mann heimkommen würde. Oft verspätete er sich unterwegs oder wurde von den Bauern festgehalten, um eine wichtige Sache zu erledigen. Nachricht konnte er seiner Frau nicht geben, da zwischen den Dörfern keine Postverbindung bestand. So wartete ich manchen Tag vergebens bis spät in den Abend hinein und ängstigte mich obendrein. Auf die Dauer war das aufreibend. Schließlich kam mir ein Gedanke: ich beschloss, nicht zu warten, sondern den Haushalt so laufen zu lassen, als wäre mein Mann daheim. Die Mahlzeiten wurden regelmäßig eingehalten. Emilie verrichtete ihre Arbeiten in Haus und Garten wie immer, bis dann eines Abends der Pastor plötzlich aus dem Wagen stieg: abgearbeitet und todmüde, aber fröhlich! Die Kinder umringten ihn mit Freudengeschrei. Unser Knecht Gottlieb, der meinen Mann meist in unserem eigenen Wagen und mit unserem Pferd fuhr, spannte den „Fuchs“ aus. Wenn dann die Sterne über dem Haus standen, lagen die Kinder schon in ihren Betten und schliefen ein mit dem Gedanken: „Morgen wird der Papa mit uns spielen“. Mein Mann konnte, sobald er daheim war, alles abstreifen, was mit der Arbeit in der Gemeinde zusammenhing, und sich ganz in die Welt der Kleinen hineinversetzen. Er hatte die Texte der Bilderbücher alle im Kopf, und die Kinder jauchzten vor Freude, wenn er ihnen etwas „vorlas“!

Nach der Zeit der Rundreisen wurde auch der „Trautag“ wieder regelmäßig eingehalten, der während der Abwesenheit des Pfarrers ausfiel. Der Trautag war der Amtstag des Pastors - in unserem Kirchspiel der Dienstag - an dem die Brautpaare zur Trauung kommen konnten, ohne sich anzumelden. Sie mussten nur einen Aufgebotschein vom Kantor ihrer Gemeinde mitbringen. Oft wurde die Trauung von mehreren Brautpaaren in einer Trauhandlung vollzogen. Es kam vor, dass sieben oder mehr Brautpaare vor dem Altar standen. Die Fama berichtet, dass bei solch einer „Massentrauung“ einmal die Partner zweier Paare verwechselt worden waren!

In der Aufbauzeit nach dem ersten Weltkrieg wurden auch in unserem Kirchspiel Betsäle und einige Kirchen gebaut. Die waren fast alle aus Holz, und die Kolonisten bauten damit sehr billig!

Ein Jahr nach unserer Ankunft in Tuczyn wurde der Grundstein für eine Kirche in Kostopol gelegt. Der Generalsuperintendent kam eigens zu diesem Feste nach Wolhynien. Die Holzkirche wurde nach dem Plan eines polnischen Architekten unter Waldemars Aufsicht sozusagen „von der ganzen Gemeinde“ gebaut! Unser guter Freund, der tüchtige Tischlermeister Dehring aus Tuczyn, wurde zum Bauführer ernannt. Er und Waldemar hatten die Leitung in der Hand. Die Kolonisten übernahmen den größten Teil der Arbeit. Sie fuhren das Holz aus dem Walde heran und beteiligten sich an den eigentlichen Bauarbeiten. Für die Arbeiter, die außerhalb des Ortes wohnten, wurde an den Wochentagen von einigen Kostopoler Frauen ein Mittagessen gekocht.

Groß war die Freude, wenn der Pastor zur Baustelle kam, um sich nach den Fortschritten der Arbeit zu erkundigen, und sich mit den Kolonisten an den Mittagstisch setzte!

Für die Inneneinrichtung der Kirche wurde auch gesorgt. Ein Gemeindeglied stiftete einen schönen, selbstgeschnitzten Kronleuchter. Es war viel Fleiß und guter Wille bei unseren Leuten. Beihilfen von außerhalb gab es selten. Gemessen an der Arbeitsleistung der Gemeinde waren sie sehr klein.

Beim Wiederaufbau in Wolhynien haben auch die Kantoren viel geleistet. Was wären die Gemeinden ohne sie gewesen? Sie waren Lehrer und Seelsorger und hielten in den abgelegenen Gemeinden Betgottesdienste, - Taufen und Beerdigungen überließ man ihnen auch. Wie hätten die Pastoren in den Riesenkirchspielen die Kleinarbeit ohne ihre Hilfe leisten können? Die Schulen, die von ihnen geleitet wurden, hatten seit der Ansiedlung der Wolhynier in Polen ihre Dienste getan und den Kindern die deutsche Sprache erhalten.

Im Jahr 1932 kam ein polnisches Schulgesetz heraus, durch das den deutschen Schulen der Garaus gemacht werden sollte. Als Grund für die Maßnahmen der polnischen Regierung wurde die mangelhafte Ausbildung unserer Kantoren angeführt. Die Pastoren bemühten sich nun, gut ausgebildete Lehrer zu gewinnen. Diese kamen aus Pommerellen, Kongresspolen und Galizien nach Wolhynien, wo sie sich bald eingewöhnten. Hier hatten sie dieselben Funktionen wie die alten Kantorlehrer und konnten eine Anzahl kirchlicher Privatschulen retten, so dass den deutschen Kindern zum großen Teil ihre Muttersprache erhalten blieb.

Hier muss ich nun zurück greifen! Unsere ersten zwei Jahre in Tuczyn hatten uns auf wirtschaftlichem Gebiet vorwärtsgebracht. Wir hatten Pferd und Wagen, zwei Kühe, unseren Knecht Gottlieb und Emilie. Peter gedieh prächtig! Emilie hing sehr an ihm und hütete ihn wie ihr eigenes Kind. Als er noch nicht laufen konnte, trug sie ihn in ihrem großen wollenen Tuch, wie es die wolhynischen Bäuerinnen hatten, auf ihren Hüften sitzend umher! So ging sie mit Peter ins Dorf, um Besorgungen zu machen, und war stolz, wenn die Nachbarinnen das lebhaftes Kind bewunderten. Peter musste dem Publikum seine kleinen Kunststücke vorführen. Emilie fragte: „Wie macht´s der Hahn?“ - „Wie macht´s der Hund?“ usw. Der Kleine reagierte prompt, und die Zuhörer staunten, wenn er die Stimmen jedes Tieres prompt nachahmte.

Gottlieb war ein zuverlässiger Knecht, der sich zur Familie rechnete. Er blieb sechs Jahre bei uns. Die Leute nannten ihn den „kleinen Pastor“, weil er sich nach dem Muster seines Herrn kleidete. Er trug nämlich am Sonntag und auf den Rundreisen eine schwarze Hose!

Nachts schlief er im Stall beim Fuchs. Er striegelte ihn sorgfältig und steckte ihm abends noch ein paar Kartoffeln zu, die der Fuchs gern fraß. Dadurch, so hieß es bei den Kolonisten, sollte das Fell glänzend erhalten werden!

Emilie hatte von ihrem Mann seit seiner Auswanderung nach Kanada nichts mehr gehört. Durch ihre Verschleppung nach Russland im Ersten Weltkrieg war die Verbindung mit ihm zerrissen. Außerdem konnte sie ja nicht schreiben! So vertraute sie sich meinem Mann an, der die Sache in die Hand nahm. Er setzte sich mit dem Pfarrer in Verbindung, zu dessen Gemeinde Emilie's Mann gehörte. - Eines Tages kam Antwort von drüben.

Es war im Spätherbst 1925, als ein gut gekleideter, breitschultriger Mann mit einer Pelzmütze auf dem Kopf in unserer Küche stand. Emilie's Mann, Herr W., war da und gehörte für die nächste Zeit mit zu unserem Haushalt. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft ging zwischen Emilie und ihrem Mann nicht alles glatt, wie wir erwartet hatten. Beide waren jeder für sich sehr ausgeprägte Charaktere. Herr W. hatte sich, wie er erzählte, in Kanada zwei Farmen erarbeitet und war kein wolhynischer Bauer mehr, sondern ein selbstbewusster Kanadier. Kein Wunder, wenn er darauf bestand, dass sich seine Frau besser kleidete als bisher. Nach einigem Zögern und Murren ging sie darauf ein.

Die Zeit der Überfahrt kam immer näher. In unserer Küche wurde des öfteren darüber gesprochen, und es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Herr W. wollte unterwegs nun einmal keine einfache Bäuerin mit einem Kopftuch an seiner Seite haben, um so mehr, als er auf einem stattlichen Dampfer nach USA zurückfahren wollte.

Eines Tages verlangte er kurz und gut, Emilie solle sich einen Hut kaufen. Gerade das kränkte sie sehr, hatte sie doch bisher immer ein Kopftuch getragen wie alle Wolhynierinnen auch. Hier wurde ihr bäuerlicher Stolz aufs Tiefste verletzt, und es gab bittere Tränen!

Eines Tages kam Herr W. zu mir und händigte mir einige gewichtige Dollarscheine aus. Er bat mich, Emilie für die Reise einzukleiden. So ging ich denn mit ihr in einen der kleinen jüdischen Läden auf unserem Marktplatz. Wir wählten zusammen bunten Kattun für Schürzen und warmen Wollstoff für zwei Kleider aus. Eine Schneiderin fand sich auch, und nun ging es ans Nähen. Zu Weihnachten war alles fix und fertig. Emilie war zufrieden. Von dem umstrittenen Hut war nicht mehr die Rede.

In den letzten Wochen vor der Abreise weinte Emilie wieder viel. Der Abschied von der Heimat fiel ihr schwer, am allerschwersten aber der von ihrem Peter! Sie hing an ihm wie an ihrem eigenen Kind. Als schließlich die Abschiedsstunde kam, legte sie mir ans Herz, ich solle ihn gut pflegen und erziehen! Weinend ging sie hinaus - mit einem einfachen Tuch auf dem Kopf!

Während der Überfahrt war sie sehr still und verstört, bis sie endlich nach Kanada kam. Schwer fand Emilie sich in der Fremde zurecht, und es dauerte seine Zeit, bis sie den rechten Kontakt zu ihrem Mann bekam. Im Laufe der nächsten Jahre wuchsen den Beiden drei gesunde Kinder heran.

In Tuczyn war unterdessen an Emiliens Stelle ein braves wolhynisches Mädchen, Hulda, getreten, das von ihrer Vorgängerin angelernt worden war.

Im Juni 1926 wurde unser zweiter Junge, Mark-Georg, geboren. Wir nannten ihn „Buba“ (polnischer Ausdruck für „Bubi“!). Er war ein Kind von besonderer Prägung: Fröhlich, tierliebend, gutmütig und originell. Als Helga geboren worden war, erschien er an meinem Bett. Er kam von draußen und trug in seiner Schürze etwas Piepsendes, das er mit Interesse beobachtete und vorsichtig vor sich hertrug. Es waren junge Entchen, die am Tag vorher aus den Eiern geschlüpft waren und von denen er die Augen nicht lassen konnte. „Ja, willst Du denn Dein Schwesterchen gar nicht sehen?“, fragte ich ihn. Wegwerfend und unerschütterlich antwortete er: „Meine Entchen sind mir lieber!“, und damit trottete er zur Tür hinaus. Seine Leidenschaft waren die Tiere, die immer in seiner Nähe waren. Ging er über den Hof, so wackelten die Entchen in einer Reihe hinter ihm her. Wir hatten ein Schwein gekauft, eine große Sau, die sich gerne im Hof vor der Scheune sonnte. Buba setzte sich auf sie wie auf ein Sofa. „Sie erlaubt mir, dass ich mich auf sie setze“, erklärte er. - Beim Mittagessen saß unser Hund hinter ihm auf dem Stuhl.

Unser Buba konnte auch sehr starrköpfig sein. Eines Tages bekam er vom Papa eine Ohrfeige, weil er nicht gehorcht hatte. „Der Papa hat mich geschlagen, das hat mir wehgetan. Aber dem Papa tut seine Hand auch weh!“, philosophierte der Kleine.

Er kletterte gern überall umher. Eines Tages stürzte er bei solch einer Tour vom Heuboden herunter. Gottlob war nichts geschehen! Ich trug ihn in sein Bett - als er sich ausgeschlafen hatte, war er wieder munter.

Buba hatte ein deutliches soziales Gefühl! Beide Jungen hatten Freunde in den Kolonistenfamilien rundum und wurden überall mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Mit Vorliebe steckten die Bäuerinnen allerlei Gutes zu. Kartoffelpuffer waren besonders beliebt! Das Essen bei den Kolonisten war sehr bescheiden, trotzdem schmeckte es bei den Nachbarn besser als daheim.

Buba war über die wirtschaftliche Lage der Bauern einigermaßen orientiert. Wo er einen Kranken im Hause wusste, interessierte er sich lebhaft dafür, ob er Schmerzen habe, und wo. Hatte jemand einen Toten im Hause, schlängelte er sich irgendwie ins Zimmer hinein, was ich ihm streng verboten hatte! Seine Neugier war groß, aber sein Mitleid noch viel größer!

Als wir schon in Rypin<sup>34</sup> wohnten, kam Buba mehr unter die Leute, als er in Wolhynien gewesen war. Durch die Schule hatte er viele Freunde gewonnen. Er kannte fast die ganze Gemeinde und wusste, wie es in jedem Haus zuging. - Wenn zu Weihnachten Geschenke für die armen Leute ausgeteilt wurden, wusste er sehr gut, welche Familie bedürftig war und welche nicht. Dann hieß es: „Frau Müller stopft den Kindern die Strümpfe gut, sie muss Geld für neue bekommen!“

---

<sup>34</sup> Zwischen Danzig und Lodz in Zentralpolen.

Aus [http://www.sggee.org/church\\_parishes/Staff\\_Index1935-38.pdf](http://www.sggee.org/church_parishes/Staff_Index1935-38.pdf) entnehme ich Folgendes:

Zur Plocker Diözese mit 13 Kirchspielen und 8 Filialen gehörte auch die Gemeinde Michalki-Rypin. Dort wurde Waldemar Ernst Krusche, geboren am 11.9.1897, am 4.11.1923 ordiniert. Nach ihm an gleicher Stelle folgte der Vikar Eduard Otto Hübscher, geboren am 4.11.1910, ordiniert am 22.4.1934. Der Superintendent in den 30er Jahren war Pastor Hugo Wosch in Wloclawik.

- Seite 44 von 47 aus den Memoiren von Katharina Krusche geborene Günther -

Hier möchte ich nun eine kleine lustige Geschichte einschieben. In der ersten wolhynischen Zeit hatten wir zu Weihnachten eine Bescherung für ganz arme Leute vorbereitet. Peter hatte sich ein besonders nettes kleines Mädchel ausgesucht. Er kam strahlend zu mir und sagte: „Dieses Mädchel möchte ich haben! Ich habe es schon ihrer Mutter gesagt!“ Nun, aus diesem Handel wurde nichts! So arm auch die Mutter der Kleinen war, sie gab ihr Kind nicht her und nahm es am Abend wieder mit heim. Unser Peter war sehr betrübt darüber!

Ostern war in der Ukraine ein großes Fest! Im Frühling wurden alle Häuser weiß getüncht. Wenn das Fest näher kam, wurden überall die Eier für Ostern mit Zwiebelschalen in Salzwasser gekocht, so dass sie sich bräunlich färbten. Waren sie trocken, so ritzen die jungen Mädchen mit Messern Muster in die Eierschalen.

Auf den Gräbern sah man neben Brot und anderen Nahrungsmitteln auch bunte Eier als Ostergaben für die Verstorbenen.

An einem Tag vor Ostern ganz früh erschien in unserem Garten ein großer Hase, der mit Gottliebs weißen Kaninchen spielte. Unser Knecht fing den Fremdling ein, und nun gab es für alle zu Ostern einen stattlichen Hasenbraten. Welch ein Jubel!

Die Ukrainer freuen sich sehr auf das Fest und verbringen die letzte Nacht vorher oft in der Kirche, um den Ostermorgen nicht zu versäumen. Bei Sonnenaufgang kommt der Pastor hinter der Bilderwand (s. Altar) hervor mit dem Ruf: „Christus ist auferstanden!“ - „Er ist wahrhaftig auferstanden!“ antworten die Gläubigen und küssen sich einander kreuzweise auf die Wangen.

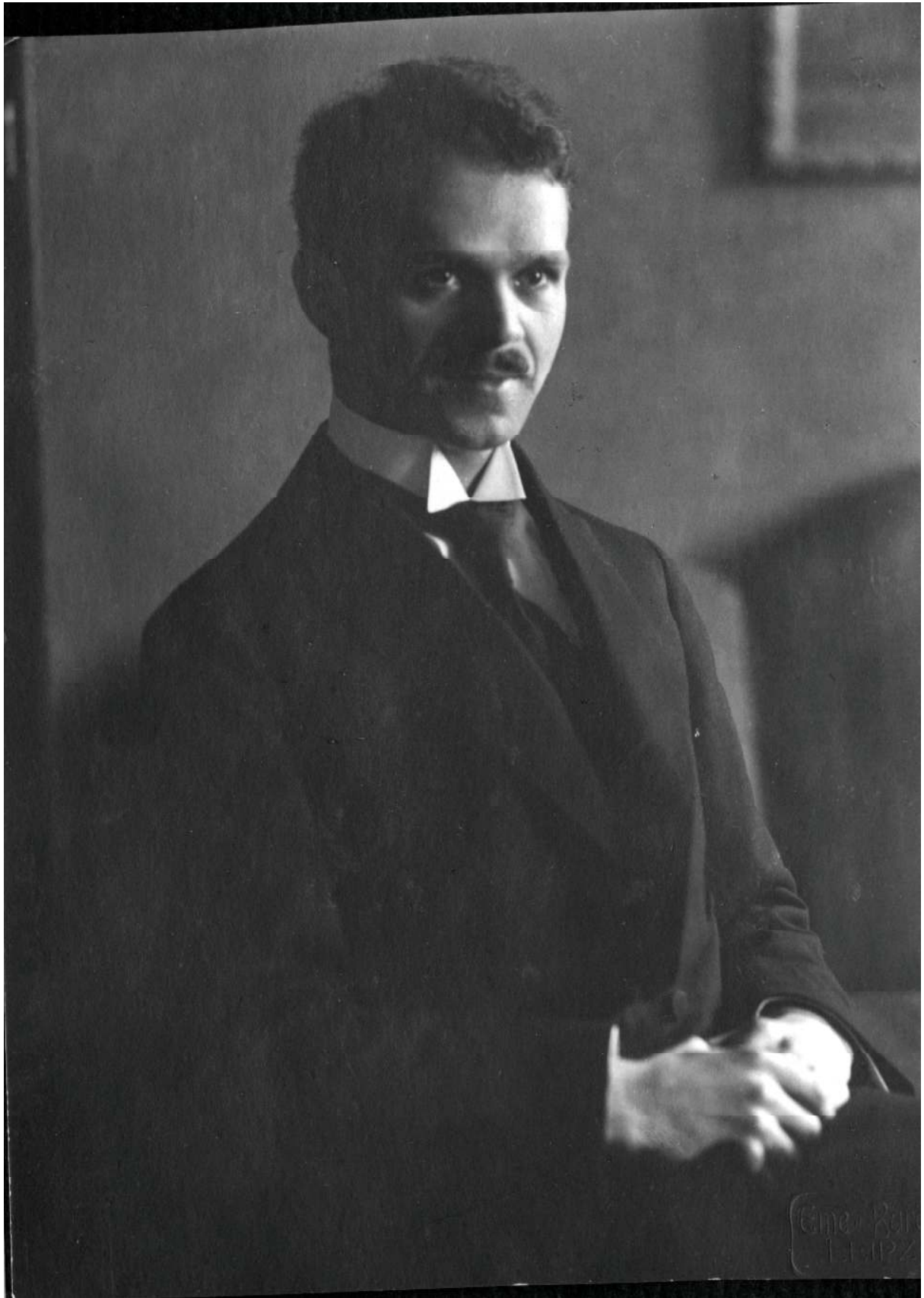
Der Ostertag ist für die Ukrainer ein Freudentag über alle Maßen! Die Glocken läuten den ganzen Tag. Jedermann, auch die Kinder, dürfen läuten so oft und so lange sie wollen. Alle Ukrainer, die sechs Wochen lang nur von Heringen und Kartoffeln gelebt haben, setzen sich nun an die reich gedeckten Tische, die sich biegen unter Braten, Kuchen, Wodka und Weinen aller Arten. - Kein Wunder, wenn nach Ostern die Ärzte Arbeit bekommen!

Es wurde schon Frühling und war empfindlich kalt, als unser Wagen in Tuczyn vor unserem Hause stand. Im Wohnzimmer drinnen war ein lebhaftes Hin und Her. Die Kinder wurden von Martha und mir an diesem Tage besonders warm angezogen, und viele treue Nachbarn griffen beim Kofferpacken tüchtig mit zu. Die Kinder bekamen sogar noch ein warmes Frühstück! Unsere beiden Ältesten halfen beim Packen, die Kleine saß im Wagen, - im weichen, warmen Heu, so dass kein kalter Zug an sie herankommen konnte.

Mitten zwischen den Geschwistern thronte die kleine, rotbäckige Helga in einem weißen Pelzmäntelchen. Sie hatte ihre Lieblingssuppe auf dem Schoß und ließ sie nicht los. Nun wurde es draußen hell! Gottlieb setzte sich nach vorne neben Martha und nahm die Peitsche in die Hand. Als letzter trat der Pastor aus dem Hause und reichte seinen Getreuen das letzte Mal die Hand.

Die Sonne ging auf! - Unser Fuchs zog an. - Und Tuczyn blieb hinter uns!

-----



*Waldemar Krusche*

*Vor diesem Foto Waldemar Krusches von 1923 enden die mir vorliegenden Lebenserinnerungen von Katharina Krusche. Der vorstehende Text ist aus zwei Teilen zusammen gesetzt:*

*1. Die mit Schreibmaschine auf DIN A4-Papier geschriebenen Lebenserinnerungen von Katharina Krusche, die mir Frau Dora Krusche aus Grafrath freundlicherweise am 11. Oktober 2005 zusandte und die ich sogleich kopierte und zurück schickte, dann in den PC abschrieb bzw. mit OCR in Word unter XP übertrug. Die Seiten bis Seite 29 fehlten allerdings, auch die Seiten 34 bis 40.*

*2. Am 29. November 2005 erhielt ich von Frau Dora Krusche eine aus einem Computer ausgedruckte neue Abschrift, die die Seiten 1 bis 29 und 34 bis 40 enthält, allerdings in anderer Seiten-Nummerierung. Sie sei von Frau Elliot Magdalena Petri in Hamburg vom Original kürzlich abgeschrieben worden. Aber dieser mir vorliegende Teil der Abschrift endet schon mit dem Satz „Das war nun unser Zuhause für die nächste Zeit!“ Der oben unter 1. genannte Teil geht noch weiter; er endet mit der Abreise aus Tuczyn.*

*Beide Texte wurden zusammen gefügt. Das handschriftliche Original kenne ich leider nicht. Die unterschiedlichen Seiten-Nummerierungen der beiden Vorlagen sind hier weg gelassen worden zugunsten einer neuen Nummerierung.*

*Katharina Krusche hat, soweit ich weiß, über ihre spätere Zeit nichts aufgeschrieben.*

*Bilder und Kursives sind von mir beigelegt worden.*

*Zu den Bildern:*

*Seite 1: Waldemar Krusche im Juli 1925 mit seiner Frau Katharina (rechts) und ihrem kleinen Sohn Peter, der später Bischof im Sprengel Hamburg innerhalb der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche wurde, seinen Eltern und einer seiner Schwestern (Irene).*

*Seite 3: Katharina Günther, ca. fünfjährig.*

*Seite 9: Großmutter Anna Trübenbach, geborene Mothes.*

*Seite 12: Max und Henriette Schmiedel, geborene Trübenbach, 1933 in Dresden.*

*Seite 14: Katharina als Neunzehnjährige im Sommer 1917, zusammen mit Hanni Schmiedel (rechts), Trude Reichardt (vorn) und Therese Senf (links).*

*Seite 32: Die Mutter Waldemars, Maria Krusche geborene Weber, mit ihren drei Töchtern (von links) Stefanie, Hilda und Irene.*

*Seite 46: Waldemar Krusche am Ende seines Theologiestudiums 1923.*

*Klaus Schmiedel  
D-61462 Königstein, Am Eichkopf 11  
eMail schmiedel@t-online.de  
Januar bis März 2006.*